



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Bleiche

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Bleiche

John Sinclair Nr. 544

von Jason Dark

erschienen am 06.12.1988

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Bleiche

Die Bensons kamen in der Nacht, als es regnete und stürmte.

Niemand hielt sich auf dem alten Friedhof auf.

Auch dort nicht, wo die frischen Gräber lagen.

Dort begannen sie zu graben. Nach fast zwei Stunden hatten sie den Sarg erreicht, öffneten ihn und holten die starre Leiche hervor. Der Regen wusch die Schmutzspuren aus dem bleichen Gesicht des Toten.

»Es ist wie ein Zeichen«, flüsterte der Mann, »wie ein Zeichen. Niemand wird uns etwas nachweisen können, niemand....«

Dann schleppten sie den Toten weg!

»Dieses Weib liebt tatsächlich einen Toten!«

Eigentlich hätte ich den Mann, der mir dies sagte, auslachen oder für verrückt halten müssen, aber wer lacht schon über einen Kollegen, der zudem noch Chiefinspektor ist und Tanner heißt?

Außerdem waren er und sein alter Filzhut in London eine Institution.

»Sie liebt einen Toten?« stellte ich noch einmal richtig.

»Ja.« Tanner nickte. Selbst in meinem Büro hatte er den Hut nicht abgenommen.

»Und das weißt du genau?«

»Sicher.«

»Woher denn?«

Tanner beugte sich vor. Er enthielt sich einer Antwort, weil Glenda kam und frischen Kaffee brachte. Suko folgte ihr auf dem Fuß und balancierte seine Teetasse selbst.

»Danke, Mädchen«, sagte Tanner und grinste sie an. »Ich werde dich noch mal abwerben. Bei uns kannst du für eine ganze Mannschaft kochen und sie auf Schwung bringen. Die beiden Bäckerburschen hier werden viel zu sehr verwöhnt.«

»Ich werde es mir überlegen.«

»Aber nicht zu lange, sonst bin ich pensioniert.«

Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen. »Als ob man dich, Tanner, aufs Altenteil schieben würde. Das kann sich niemand leisten.« Ich nahm einen Schluck und fand den Kaffee wieder hervorragend. »Aber kommen wir wieder zur Sache. Wie war das?«

Da Suko gekommen war, sagte Tanner seinen Spruch von vorn auf und erklärte uns auch, woher er das wußte. »Eine Bekannte von uns wohnt in dem Haus gegenüber und kann in das Fenster dieser Kyra Benson schauen…«

»Das ist die Person, die einen Toten liebt?«

»Richtig.«

»Und was hat deine Bekannte gesehen?«

»Daß der Kerl zurückgekehrt ist. Ihr Mann, meine ich. Vor ungefähr drei Monaten starb er.«

»Woran?«

»Keine Ahnung. Zwar gibt es Gerüchte, die von einem Selbstmord sprechen, aber nagelt mich bitte nicht fest!« Auch Tanner trank. Ihm fielen unsere skeptischen Blicke auf. »Ich weiß, daß ich mit meiner Theorie auf schwankendem Boden stehe, aber ich hielt es nun mal für meine Pflicht, euch zu informieren. Außerdem habe ich die berühmten Pferde schon kotzen sehen, wenn ihr versteht. Wir drei haben schon ziemlich viel mitgemacht und wissen, daß es zwischen Himmel und Erde mehr Dinge gibt, als sich ein alter Polizist vorstellen kann. Offiziell bin ich bei euch nicht gewesen. Ich habe Feierabend, das ist ein privater Besuch. Die Nachtschicht liegt hinter mir. Ich mußte

meiner Frau versprechen, etwas zu tun.«
»Das hast du nun!« sagte Suko.
Tanner schüttelte den Kopf, ohne daß der Hut wegrutschte.
»Noch nicht ganz, Herr Inspektor.« Aus der Tasche seines abgewetzten Jacketts holte er einen Zettel hervor. »Ich habe euch die Adresse aufgeschrieben. Da müßt ihr hin.«
Suko faltete den Zettel auseinander. »Crinan Street«, murmelte er und schaute mich an. »Kennst du die?«
»Nein.«
Tanner runzelte die Stirn. »Da sieht man wieder, wie wenig ihr euch in London zurechtfindet. Keiner von euch würde die Prüfung für Taxifahrer bestehen.«
»Wo ist es denn nun?«
»Oben in Kings Cross. Nicht weit vom Regents Canal entfernt. Nahe der Caledonian Road.«
»Und bestimmt nicht weit vom Bahnhof weg – oder?«
»Richtig.«
»Die beste Gegend ist das nicht.«
»Weiß ich selbst. Aber die Leute können nicht nur in Mayfair oder South Kensington wohnen.«
»Gut«, sagte ich. »Wenn wir also aus alter Freundschaft hinfahren, was sollen wir dann tun?«
»Einen Feldstecher mitnehmen.«
»Voyeure spielen?« fragte Suko.
»Genau. Ihr könnt in die Wohnung der Kyra Benson linsen und sehen, wie sie sich dort mit einem Toten trifft.« Tanner hob die Schultern. »Vielleicht ist der Mann auch gar nicht tot, wenn er sie jeden Tag besucht.«
»Dann allerdings wäre das kein Fall für uns, sondern möglicherweise für eine Versicherung.«
»Stimmt auch wieder.«
»Tanner, du alter Feuerfresser, was ist los?«
»Ich weiß es selbst nicht«, flüsterte der Mann. »Ich bin mir nicht sicher. Ich nehme auch an, daß diese Benson die halbe Nachbarschaft leimt, aber die Bekannte meiner Frau, sie heißt Ella Freeland, ist ganz anderer Ansicht.«
»Dafür müßte sie einen Grund haben.«
»Das kannst du wohl annehmen, John. Sie sagt, daß der Tote, wenn er bei ihr gewesen ist, nie das Haus verläßt.«
»Versteckt sie ihn?« fragte Suko.
»Viel schlimmer. Er ist plötzlich nicht mehr da. Ella meint, daß er sich in Nebelstreifen auflöst. Außerdem soll er ziemlich bleich sein, als hätte er schon Jahre das Jenseits durchwandert.« Tanner mußte lachen. Echt klang es nicht.

»Er löst sich auf?«
»So ist es, John. Und zwar in Nebelstreifen, sagt Ella. Kyra Benson ist danach immer sehr glücklich. Einmal ist sie ans offene Fenster getreten und hat gesungen.«
»Was für ein Lied?«
»Keine Ahnung.«
»Wie alt ist denn diese Kyra?« erkundigte sich Suko.
Tanner kniff das linke Auge zu und verzog die Lippen zu einem Grinsen. »Diese Witwe ist eine Frau im besten Mannesalter. Ich würde sagen, sie hat soeben die Dreißig erreicht.«
»Oh!« Ich pfiff durch die Zähne. »Das ist allerhand. So jung und schon Witwe.«
»Zudem soll sie sehr attraktiv sein. Sie hat mal als Bardame gearbeitet, sagt Ella.«
»Muß das stimmen?«
»Nicht unbedingt. Du weißt ja, wie die Frauen sind. Manchmal übertreiben sie. Hinzu kommt auch ein gewisser Neid, aber da sage ich euch nichts Neues.«
»Klar, Tanner. Wann sollen wir deine Ella besuchen?«
»Wenn es möglich ist, heute abend noch.«
Ich schaute Suko an. »Hast du etwas vor?«
»Jetzt nicht mehr.«
»Ich auch nicht.«
Chiefinspektor Tanner atmete auf. Wir hörten den Stein förmlich poltern, der ihm vom Herzen gefallen war.
»Jungs, ich freue mich, daß ihr so denkt. Wenn ich euch mal einen hinter die Ohren geben kann…«
»Halten wir den Kopf hin«, erwiderten Suko und ich wie aus einem Munde und lachten dann zu dritt.
Noch konnten wir lachen, aber das sollte uns bald vergehen…

***

Es gab nicht viele Dinge, die Kyra Benson liebte. Da stand sie an erster Stelle. Ja, sie liebte sich. Sie war eine ungemein starke Egoistin. Sie konnte sich stundenlang im Spiegel betrachten und ihren Körper streicheln, der in ihren Augen makellos war.
Für andere Männer trug sie zu viele Pfunde mit herum. Dreißig Pfund weniger, und sie hätte die ideale Figur gehabt, doch darum kümmerte sich Kyra nicht. Luke Benson, ihr verstorbener Mann, hatte sie so gemocht, mit ihrem schwarzlockigen Haar, das sie sich einmal in der Woche bei einem Frisör nachfärben ließ. Dann das etwas breite Gesicht mit den dicken Lippen, die sie stets blaßrosa schminkte, wenn sie ausging. War sie jedoch zu Hause, dann knallte sie eine hellrote Lackfarbe auf die Lippen, so daß der Mund Ähnlichkeit mit einer

offenen Wunde besaß.

Sie trug noch dieselbe Kleidung, die ihr Mann stets an ihr so geliebt hatte.

Lange, bunte Kleider. Der Stoff zeigte nicht einfach Farben, nein, er war auch mit Motiven bedruckt. Mit Blumen, mit Gestirnen, hin und wieder auch mit Gesichtern, die sich zu Fratzen verzerrten, wenn das Kleid beim Gehen Falten warf.

Ihr Mann hatte es nicht geliebt, wenn sie BH trug. Auch nach seinem Dahinscheiden hatte sie darauf verzichtet, so daß die schweren Brüste unter dem Stoff auf- und abschwangen, wenn sie tänzerisch durch die drei Zimmer ihrer Wohnung schritt, die eine Einrichtung zeigte, wie sie junge Ehepaare sich heutzutage nicht mehr zulegten.

Die Möbel stammten aus den fünfziger Jahren. Kyra und Luke hatten sie von ihren Eltern übernommen. Es war viel Kitsch dabei, viel Nippes. Die langen Gardinen wurden von schweren Vorhängen umrahmt, die allerdings zu den hohen Fenstern des alten Hauses paßten.

Auch die Lampen glichen sich dem Stil der Einrichtung an. Die Steh- und Wandleuchten besaßen Pergamentschirme, auf denen der Staub so dicht lag, daß man einen Namen in ihn hätte schreiben können. Die dicken Teppiche gaben das Gefühl, auf Gummi zu laufen. Sie breiteten sich ebenfalls im Schlafzimmer aus, wo Kyra Benson, nur mit einem schwarzen Slip bekleidet, vor der Kommode saß und in den Spiegel schaute. Die ovale Fläche gab ihr Gesicht nicht sehr deutlich wider, dazu war sie an einigen Stellen zu blaß, aber die langen Haare waren zu erkennen. Kyra mußte die schwarze Flut sehen, um sie auskämmen zu können.

Sie tat es mit langsamen, fast schon genußvollen Bewegungen. Im Streicheln und Kämmen der Haare lag ein gewisser Ausdruck der Erotik, ein Knistern, als wäre jemand dabei, Funken herzustellen, die über die Haare liefen.

Kyra genoß diese halbe Stunde am Abend. Sie hatte geduscht, ihr Körper roch nach einem Puder. Der Slip spannte sich um das Hinterteil, wo die Haut Ringe und Falten warf, trotzdem fühlte sich Kyra wohl. Während sie sich kämmte, lächelte sie, schaute sich im Spiegel an, sah die vollen, breiten Lippen, die geschwungenen Brauen, die Wangenknochen, legte Kamm und Bürste zur Seite und drückte den Körper.

Die Lehne hinterließ einen Abdruck auf ihrer Haut. Kyra betrachtete sich im Spiegel. Ja, sie wog zuviel, doch auf ihre großen Brüste war sie stolz. Auch Luke war von ihnen begeistert gewesen. Er hatte sich ausgebeten, daß sie nach seinem Tod so bleiben sollte. Lächelnd nahm sie den roten Stift und zeichnete die Lippen nach. Sie wollte ja schön sein, wenn Luke kam…

Sie lachte leise. Wenn die Leute wüßten, was sie des Nachts tat.

Die regten sich stets darüber auf, daß sie keine Trauer zeigte.

Weshalb sollte sie auch Trauer zeigen? Luke war zwar tot, doch es gab ihn noch. Er kam sie immer wieder besuchen. Dann wurden es für beide herrliche Stunden. Nacht für Nacht…

Ja, die Nachbarn in diesem Haus. Das war schon eine besondere Gruppe. Man konnte sie nicht direkt als unsympathisch ansehen, das auf keinen Fall, aber sie waren neugierig. Die meisten wohnten seit mehr als zwanzig oder sogar dreißig Jahren in dem Haus. Sie waren, wie sie mal sagten, mit den Mauern verwachsen. Dieses Gebäude war etwas Besonderes. Einige behaupteten, es stünde unter einem gewissen Schutz, weil es, im Gegensatz zu anderen Häusern, die Bomben der Deutschen aus dem Zweiten Weltkrieg überstanden hatten. Rechts und links der Mauern waren andere Häuser in Schutt und Asche gefallen, nur dieses nicht.

Kyra fand sich schön genug, um das Ritual weiterführen zu können. Um das Haar festzuhalten, steckte sie einen dunkelroten Reif in die schwarze Flut. Ein letzter Blick in den Spiegel, ein zufriedenes Nicken, dann erhob sie sich.

Auf ihren Lippen lag auch weiterhin das Lächeln. Die Augenbrauen hatte sie angehoben, die Wimpern waren getuscht, der Mund nachgezogen, so liebte es ihr Mann.

Auf dem Bett, es war grau bezogen, lag der rote Hausmantel aus Seide. Mit zwei Fingern griff sie nach dem federleichten Kleidungsstück und streifte ihn über.

Wunderbar weich fiel er über ihre runden Schultern. Wenn sie ihn trug, gab er ihr das Gefühl, nackt und gleichzeitig angezogen zu sein.

Eine ungewöhnliche Mischung, aber Kyra war auch eine ungewöhnliche Frau. Sie schlang ihn vor dem Körper zusammen und knotete den Gürtel nur lose zusammen.

Danach trat sie ans Fenster. Um hinausschauen zu können, streifte sie die Gardine zur Seite. Der Blick aus dem Schlafzimmer fiel in den Hof. Er war eigentlich häßlich. Um das große Pflaster kümmerte sich niemand. Es hätte längst einmal ausgewechselt werden können.

Die beiden alten Bänke an der Hausmauer wirkten ein wenig deplaziert. Dafür paßten die Aschenkübel in die triste Landschaft.

Auch dieser Tag war trist geworden. Das Wetter hatte sich im Laufe des Nachmittags verschlechtert. Die Wolken waren lautlos herangekrochen, hatten einen dichten, feuchten Nebel gebildet, der wie ein Tuch über der Stadt lag.

Regen im Juli, das war für London nicht selten. Auch der Nebel nicht. In der City würden sich die Fahrzeuge jetzt stauen, die Menschen würden sich über die Witterung ärgern, das störte sie nicht.

Kyra hatte sowieso das Gefühl, auf einer kleinen Insel zu leben, an

der das übrige Leben vorbeifloß. Der Kontakt mit der Nachbarschaft beschränkte sich nur auf das Nötigste. Außerdem waren ihr die Leute zu alt. Sie und Luke hatten zu den jüngsten Mietern gehört, nur weiter oben wohnte noch ein junges Mädchen, das aber nur ab und zu in seiner Wohnung war.

Ältere Ehepaare lebten in den verschiedenen Etagen. Es waren vor allen Dingen die Männer, die sie stets anstierten, wenn sie sie auf dem Flur trafen. Natürlich taten sie es nur, wenn ihre bessere Hälfte nicht dabei waren. Dann war die Gier in ihren Augen zu lesen und die dünnen Lippen zu einem schmierigen Grinsen verzogen. Sie waren irgendwie alle gleich, diese Kerle!

Bis auf Luke…

Er war etwas Besonderes. Kein Mann hielt den Vergleich mit ihm aus. Luke gehörte zu den Starken, er hatte Kyra Halt gegeben, auch noch über seinen Tod hinaus.

Sie trat wieder vom Fenster zurück, weil einer der Hausbewohner, der einen Plastiksack mit Müll in den Container geworfen hatte, sich drehte und an der Hauswand hochschaute.

Ausgerechnet zu ihrem Fenster. Bestimmt hatte er versucht, einen Blick zu erhaschen.

So waren sie eben, man mußte sich daran gewöhnen oder sie einfach ignorieren.

Kyra Benson wandte sich vom Fenster ab. Sie warf einen Blick auf die Uhr neben dem hölzernen Doppelbett. Es wurde Zeit, daß sie den dritten Raum betrat.

Im Flur blieb sie stehen, schaute zur Eingangstür und sah hinter dem Glas in der oberen Hälfte einen Schatten.

Dort stand jemand!

Kyras Haltung veränderte sich. Plötzlich war sie nicht mehr locker, sondern angespannt. Auf ungebetenen Besuch konnte sie verzichten. Sie hätte auch nicht gewußt, wer sie noch um diese Zeit besuchen wollte. Dem Umriß nach zu urteilen, war es eine Frau.

Kyra hörte die Klingel! Früher hatte sie gescheppert, was die Bensons störte. Sie hatten sie schon vor Jahren auswechseln lassen, so daß nur mehr ein Summton durch den Flur schwang.

Obwohl sie nicht wollte, daß um diese Zeit jemand zu ihr kam, war sie doch neugierig geworden und öffnete. Die gespannte Kette hielt die Tür spaltbreit offen.

»Ja bitte…«

Die Besucherin ging einen halben Schritt zur Seite, damit sie durch den Spalt schauen konnte. Es war Mandy Fox, das Mädchen aus dem Dachgeschoß. Zum engen, weißen Minirock trug sie hellrote Strümpfe, passend zu dem dünnen Pullover, der die schlanke Gestalt gut nachzeichnete. Mandy trug das blonde Haar kurz und trotzdem zu

einem kleinen Zopf geflochten, der wie der kurze Schweif eines Hundes am Nacken wippte.

»Ich erwarte heute Besuch, Mrs. Benson, und bin ein wenig knapp mit Kaffee. Wenn Sie mir vielleicht aushelfen könnten…«

»Was brauchen Sie?«

»Vier Löffel, falls sie können.«

»Ja, ich kann, Moment.« Sie schloß die Tür wieder, denn sie sah keinen Grund, Mandy Fox in die Wohnung zu lassen. Niemand sollte sie ohne Not betreten, obwohl die meisten Hausbewohner gern hineingegangen wären und sich umgeschaut hätten. Darauf allerdings könne Mandy gut und gern verzichten.

In der schmalen Küche, die zwischen dem dritten Raum und dem kleinen Bad ihren Platz gefunden hatte, füllte sie vier Eßlöffel mit Kaffee in ein Glas und übergab es der Nachbarin.

»Bitte sehr.«

»O danke, Mrs. Benson. Ich werde Ihnen den Kaffee morgen wieder zurückbringen.«

»Das brauchen Sie nicht.«

»Dann einen schönen Abend noch.«

»Gleichfalls.« Kyra schaute zu, wie Mandy Fox die breiten Stufen der Treppe hochschritt und sich vor dem Absatz noch einmal umdrehte. Da Kyra den Spalt verkleinert hatte, konnte nur sie das Kopfschütteln der jüngeren Person sehen.

Kyra zog sich zurück. Jetzt grinste sie. Wahrscheinlich hatte die Kleine von oben überhaupt keinen Kaffee gebraucht. Sie war einfach nur neugierig gewesen und hatte möglicherweise auch in die Wohnung gewollt. Dem war ein Riegel vorgeschoben worden.

Kyra war wieder allein und konnte endlich das tun, was sie sich vorgenommen hatte.

Auf leisen Sohlen betrat sie das dritte Zimmer, das zu ihrer Wohnung gehörte.

Es war ein besonderer Raum, in dem sich Luke stets wohl gefühlt hatte. Es fing schon mit den Balken an der Decke an. Nur dieses Zimmer besaß die düsteren Holzstücke, die sich von einer Seite zur anderen zogen. Auf diesem Fußboden lag kein Teppich. Wer den Raum betrat, schritt über die blanken Holzbohlen.

In einer Ecke stand ein kleiner Schemel. Sein Holz war mit der Zeit grau, geworden. Nicht weit entfernt bildete eine viereckige Truhe das einzig kantige Möbelstück.

Dennoch war dieses Zimmer irgendwie »eingerichtet«. Das lag an einem Gegenstand, der alles beherrschte. Auf dem Fußboden hatte er seinen Platz gefunden.

Andere Menschen hängen ihre Spiegel an die Wand, nicht so Kyra Benson.

Bei ihr lag der Spiegel auf dem Boden, die Fläche zeigte nach oben. Der Spiegel besaß eine rechteckige Form. Sein Rahmen schimmerte golden, war allerdings an einigen Stellen schon ziemlich abgeschabt, so daß dort das alte Holz durchschimmern konnte. Es besaß einen ebenso grauen Farbton wie der Schemel.

Eigentlich war der Spiegel nichts Besonderes, wenigstens nicht auf den ersten Blick.

Und doch unterschied er sich erheblich von den anderen, normalen Spiegeln.

Es lag an der Fläche!

Man konnte sie als zweifarbig ansehen, ohne jedoch eine Grenze zu erkennen. Die Farben Grau und Blau wechselten sich ab. In einer Hälfte überwog der blasse Blauton, in der anderen der Stich ins graue.

Eine Spiegelfläche ist normalerweile völlig glatt. Das war diese auch, und doch sah sie irgendwie anders aus. Flockiger oder wolkiger, als befänden sich zwischen den vier Rahmen gewisse Einschlüsse, die man mit blauem oder grauem Nebel vergleichen konnte.

Kyra Benson schritt von der Tür her auf den Spiegel zu. Ihre Schuhe bewegten sich auf den Bohlen und hinterließen dumpfe Laute. Das alte Holz knarrte. Es hatte sich im Laufe der Zeit verzogen und reagierte stark auf Witterungseinflüsse.

Vor dem Spiegel blieb sie stehen und senkte den Kopf. Jetzt hätte sie ihr Gesicht als Abbildung in der Fläche sehen müssen, wenn diese normal gewesen wäre.

Nur war sie das nicht. Das Gesicht der dunkelhaarigen Frau war auf der Fläche mehr zu ahnen als zu sehen. Es wirkte wie der Versuch eines Kindes, ein Gesicht mit einem dicken Pinsel zu zeichnen.

Da drangen die Umrisse in die Wolken hinein und vermischten sich mit ihnen, als wollten sie neue Gebilde schaffen.

Die gesamte Fläche wirkte geheimnisvoll und irgendwie unwirklich. Von ihr strahlte ein Zauber ab, der anderen Menschen möglicherweise wie eine Warnung vorgekommen wäre.

Nicht so bei Kyra Benson. Sie liebte diesen Spiegel. Er bedeutete ihr ungemein viel, denn er war ihr ein und alles. Wenn er nicht mehr war, würde sie auch nicht sein.

Die Frau hütete sich auch davor, den Spiegel zu verrücken oder an eine andere Stelle zu legen. Für sie war es wichtig, daß er so lag wie jetzt. Alles andere hätte ein mittleres Chaos bedeuten können.

Noch stand sie vor dem Spiegel. Sie konzentrierte sich auf seine wolkige verschiedenfarbige Fläche. Sekunden vergingen. Im Raum war es still. Er lag zur Straße hin, das Fenster war geschlossen.

Dennoch hörte sie die vorbeifahrenden Wagen. Wenn deren Reifen über den Asphalt glitten, vernahm sie auch das Rauschen.

Allerdings nur bei Regen. Mittlerweile mußte es angefangen haben

zu regnen, was Kyra nicht weiter kümmerte. Überhaupt störte sie sich wenig um das Wetter. Für sie waren einzig und allein ihre Wohnung und der Spiegel wichtig.

Durch ihren Körper lief ein Ruck, bevor sie sich so hinkniete, daß sie es schaffte, ihre beiden Hände rechts und links auf den Rahmen zu legen.

Mit starrem Blick schaute sie gegen die Fläche. Ihr Blick hatte einen lauernden und gleichzeitig wissenden Ausdruck angenommen. Sie wußte genau, daß in den folgenden Minuten etwas passieren würde.

Es war wie immer, fast schon Routine. Trotzdem kam es ihr vor, als wäre es jedesmal neu.

Sie beugte den Kopf noch weiter vor, so daß auch ein Teil der Schultern in der Fläche zu sehen war.

Dann bewegte sich ihr Mund. Noch sprach sie nicht. Kyra schien nach Worten zu ringen. Dabei waren diese so simpel. Sie sagte praktisch nur einen Satz, den aber mehrmals und auch in verschiedenen Variationen.

»Komm, Luke! Komm aus dem Totenreich zurück und laß uns diese Nacht feiern…«

***

Es regnete!

Kein Gewitterguß, wie er eigentlich im Juli üblich gewesen wäre.

Nein, die Wolken hatten sich so verdichtet und waren auch derart tief gesunken, daß man von einem Landregen sprechen konnte, der die Stadt unter sich »begrub«.

Ein Wetter zum Weglaufen, aber nicht, um Urlaub zu machen. Da konnte man schon froh sein, wenn man nicht in irgendeinem Zimmer an der See hockte und ins Wasser starrte.

Dennoch drückte das Wetter auf die Stimmung. Nach Tanners Besuch hatten wir die Stunden bis zum Feierabend regelrecht abgesessen, mit Glenda geredet, Kaffee getrunken, aus dem Fenster gestarrt, uns über den Regen geärgert, der ausgerechnet an einem Freitag auf die Erde niederfiel, wo man sich ansonsten auf ein sommerliches Wochenende freuen konnte.

Es hatte nicht sollen sein.

Suko und mir war nichts anderes übriggeblieben, als uns in den Wagen zu setzen und in Richtung Kings Cross zu fahren. Das war natürlich eine Plage.

Zwar hatten es viele Londoner vorgezogen, in Urlaub zu gehen, dennoch hielten sich noch genügend in der Stadt auf, um mit ihren Fahrzeugen die Straßen zu verstopfen.

Zwar erlebten wir nicht die Hölle, aber zum Stillstand kam der Verkehr trotzdem.

Das schlug sich auf unsere Laune nieder. Selbst Suko, ansonsten die Ruhe in Person, war leicht angesäuert. »Wenn wir Tanner ja nicht so gut kennen würden, wären wir wohl kaum unterwegs – oder.«

»Das meine ich auch.«

»Glaubst du an einen Erfolg?«

Ich hob die Schultern. »Ich glaube zumindest daran, daß es irgendwann weitergeht mit dem Verkehr.«

Meinen Glauben mußte ich noch zwei Minuten hüten, dann setzte sich die Karawane aus Blech allmählich wieder in Bewegung. Auf der nach Norden führenden breiten Gray's Inn Road kamen wir dann besser voran. Sie führte auch in Richtung Kings Cross Station, einer der bekannten Londoner Bahnstationen.

Obwohl es noch hell war, fuhren alle Fahrzeuge mit Licht.

Glotzaugen rollten hinter Glotzaugen, Wischer bewegten sich im Takt. Die Gesichter der Fahrer waren mürrisch und abweisend.

Keiner freute sich über das Wetter.

»In den nächsten Tagen müßte es soweit sein. Vielleicht schon morgen«, sagte Suko.

»Was müßte soweit sein?«

»Daß ich Bescheid bekomme.«

»Ach so. Und worüber?«

»Ob ich den ersten Preis gewonnen habe.«

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Nein, nicht schon wieder. Du wirst den BMW nicht gewinnen, glaube es mir.«

Suko blieb stur. »Ich denke darüber anders. Mein Gefühl sagt mir, daß ich ihn bekomme.«

»Dann fühl mal weiter.«

Suko rieb seine Handflächen gegeneinander. »John, das ist ein Auto«, schwärmte er, »du kannst dir nicht vorstellen, wie toll. Ich habe heimlich einige Probefahrten gemacht. Man kann es gar nicht als Auto bezeichnen, ich würde es als ein Stück gebauter Zukunft ansehen. Du setzt dich hinein und fühlst dich wohl.«

»Das glaube ich dir sogar. Nur kann ich einen solchen Wagen nicht bezahlen.«

»Ich ja auch nicht. Deshalb habe ich das Preisausschreiben mitgemacht und gewinne ihn.«

»Das wollen zwei Millionen anderer auch.«

»Aber ich habe das Glück.«

»Wenn du meine Meinung hören willst, gewinnst du einen der Trostpreise. Eine Wanne Pudding oder eine Baggerfahrt durch Wales.«

»Hör auf zu spotten! Du gönnst mir den Wagen nur nicht.«

»Doch, ich gönne dir alles. Sogar noch einen zweiten dazu, aber ich kann daran einfach nicht glauben.«

»Dein Pech, Alter.«

»Gut, wir werden sehen.«
»Ja, das werden wir auch.«
In den letzten Wochen kannte Suko, wenn wir privat beisammen waren, eigentlich nur dieses eine Thema. Seine Harley hatte er vergessen. Er dachte auch nicht mehr daran, sich eine neue Maschine zuzulegen. Ihm ging es allein um den Wagen.
»Dabei hätte es unser Freund Will Mallmann nötiger, sich ein neues Auto zu kaufen.«
»Stimmt, John. Auch bei Will wird sich etwas tun.«
Ich lachte und überholte einen Lieferwagen, dessen Reifen Dreckwasser gegen unseren Dienstrover spritzten. »Sag bloß, du hast Kontakt mit Will gehabt.«
»Und wie«, erklärte er. »Ich hatte ihn mal angerufen und sprach über meinen neuen Wagen.«
»Den du noch nicht hast.«
»Abwarten.«
»Also gut, du hast mit Will darüber gesprochen. Hat er sich mittlerweile entschieden, den alten Manta zu verschrotten?«
»Ich glaube ja.«
»Toll. Kauft er sich auch einen BMW?«
»Nein, den kann er sich bei seinem Einkommen auch nicht leisten. Er hat sich für einen anderen entschieden, glaube ich.«
»Was ist das für ein Auto?«
»Eine kleine Rakete! Ein Opel Kadett 16-Ventiler.«
»Den kenn' ich nicht.«
Suko schlug mir auf die Schulter. »Du brauchst auch nicht allwissend zu sein, lieber John.«
»Danke.«
Unser Gespräch versickerte, weil ich auch nach der Crinan Street Ausschau hielt. Wir rollten an einem schmutzigen Kanal entlang.
Regentropfen klatschten auf das Wasser, produzierten zahllose kreise.
Diese Kanalarme durchstreiften den Londoner Norden, wie mit dem Lineal gezogen.
An der nächsten Straßenecke mußten wir links ab, um in die Crinan Street einzubiegen. Ich zog den Rover in die Kurve. Hier oben wuchs wenig Grün. Alte Häuser, eine graue Stadt, die aussah, als wäre das Leben in ihr erstarrt.
Kein schöner Anblick. Hierher verirrten sich auch nur wenige Touristen. Das war das London, wo gearbeitet wurde und auch zahlreiche Ausländer lebten, zumeist farbige Minderheiten, allerdings nicht so zahlreich wie in Southwark oder dem Londoner Eastend.
Es waren alte Häuser. Manche von ihnen zeigten noch die Vorkriegsbauweise. Andere wiederum waren in den Fünfzigern hochgezogen worden.

Jedenfalls besaßen sie eines gemeinsam: graue Fassaden, hohe Fenster, ebenfalls graue Dächer und oftmals die verzogenen Gauben, auf denen hin und wieder die stählernen Arme der Antennen blitzten.

Ich suchte nach einem Parkplatz. In London, gleicht so etwas immer einem Glücksspiel. Vor dem Haus jedenfalls, in dem Ella Freeland wohnte, bekamen wir keinen.

Einige Yards weiter sahen wir eine Lücke. Ich rangierte den Rover mit Mühe und Fingerspitzengefühl hinein. Wir stiegen aus, ich schloß das Fahrzeug ab und stellte den Kragen meiner dünnen Lederjacke hoch, denn der Regen schlug gegen meinen Nacken.

Bei diesem Wetter hielt sich kein Mensch auf den Gehsteigen unbedingt länger als nötig auf. Dafür sahen wir einige Personen – meist Jugendliche - in den Hauseingängen sitzen, wo sie sich unterhielten oder dem harten Rock aus den Lautsprechern ihrer Kofferradios lauschten.

Eine Straße, die unter dem grauen Himmel lag und unter dem Wetter stark litt.

Wir blieben vor dem Haus der Ella Freeland stehen und blickten hinüber zur gegenüberliegenden Straßenseite. Dort befand sich das eigentliche Ziel.

Das Gebäude direkt vis-a-vis gehörte zu den älteren in der Straße.

Vier Stockwerke hoch war es gebaut worden. Unter dem Dach wohnte auch noch jemand. Jedenfalls brannte hinter dem Fenster der breiten Dachgaube Licht. Auch in den anderen Wohnungen brannte Licht. Wo diese Person lebte, die angeblich jeden Abend ihren verstorbenen Mann empfing, wußten wir nicht. Ich drückte mich als erster in den schmalen Hauseingang und suchte mit der Flamme des Feuerzeugs das Klingelbrett ab.

Ella Freeland wohnte in der ersten Etage. Als ich klingeln wollte, wurde bereits geöffnet. Suko drückte die Tür auf, und wir betraten einen alten, gefliesten Hausflur, der auf uns düster wie eine Gruft wirkte. Aus dem hinteren Teil drang Licht durch ein Fenster, das jedoch schnell in der Düsternis versickerte.

Auch die Treppe verschwamm im schattigen Dunkelgrau. Wir gingen auf sie zu und hörten aus der ersten Etage bereits die Frauenstimme. »Kommen Sie nur hoch, Gentlemen, ich habe Sie bereits erwartet. Ihr Freund hat sie angemeldet.«

Suko hob die Schultern. »Da sieht man wieder, wie flink der alte Tanner gewesen ist.«

»Ja, manchmal ist er schnell.«

Die Stufen bestanden aus Stein, waren sehr breit und ließen sich bequem steigen.

Auf der ersten Etage wohnten zwei Parteien. Die Türen lagen dicht nebeneinander. Ella Freeland stand vor der rechten. Aus dem

dahinterliegenden Flur fiel Licht und machte die Frau erkenntlich.

Sie trug einen Kittel oder ein Kittelkleid. So genau war das nicht zu erkennen. Das Haar mußte sie frisch aufgedreht haben. Die Locken waren überhaupt nicht zu zählen. Die Farbe schwankte dabei zwischen Schwarz und Grau. Das Gesicht war zu einem abwartenden Lächeln verzogen. Hinter der schmalen Brille musterten uns zwei prüfende Augen.

Sie kannte auch unsere Namen und bat uns, doch in die Wohnung zu kommen.

»Ich habe Tee gekocht…«

»Das ist nett.«

Sie schloß die Tür. »Es macht mir nichts aus, wissen Sie? Ich bin Witwe und freue mich, wenn ich hin und wieder etwas zu tun bekomme. Warten Sie, ich gehe vor.«

Unser Besuch hatte sie ganz aufgeregt gemacht. Suko und ich mußten lächeln. Wobei ich nur hoffte, daß sie Tanner nicht zum Spaß verrückt gemacht hatte, um etwas Abwechslung in ihr Leben zu bekommen. Solche Frauen gab es. Die gingen nur zum Arzt, weil sie nichts anderes zu tun hatten und gern mit jemandem reden wollten.

Sie führte uns in die gute Stube oder das Wohnzimmer. Ich bekam ein schlechtes Gewissen, als ich den Raum betrat, der so sauber und aufgeräumt wirkte, daß der Besucher am liebsten über den frisch gebürsteten und gesaugten Teppich vorbeigegangen wäre. Leider gab es da keinen Platz, so gingen wir über den Teppich.

Das Zimmer hatte Ella Freeland mit Möbeln vollgestopft. Zwei alte Schränke, vier Sessel, zwei Tische, eine Kommode, der TV-Apparat, all das wirkte überladen.

Die nostalgische Schalenleuchte an der Decke gab kein Licht ab.

Das besorgte eine Stehlampe in der Ecke. Von ihrem Standbein zweigten drei Tulpen aus Glas ab.

»Bitte, nehmen Sie dort Platz, wo Sie wollen.« Ella Freeland zog die Tücher von den alten Sesseln und faltete sie zusammen. »Ich hole nur den Tee aus der Küche.«

»Danke sehr.«

Suko und ich setzten uns gegenüber. Wir sprachen kein Wort. Jeder kam sich unbehaglich vor.

Suko hob die Schultern und schaute zum Fenster. Es war ziemlich breit und hoch, wahrscheinlich hatte man es nachträglich eingebaut.

Die Gardinen hingen vor der Scheibe wie Wolken. Die blauen Übergardinen hingen bis zum Boden und bestanden aus schwerem Samt.

Das waren regelrechte Staubfänger.

Diese Wohnung glich einem Gefängnis. »So, hier ist der Tee«, sagte Mrs. Freeland, als sie zurückkehrte. Auf einem Tablett trug sie die drei

Tassen und die Kanne.

Ich nahm es ihr rasch ab, stellte es auf den Tisch und verteilte die Tassen.

»Oh, das ist aber nett, Mr. Sinclair. Da wird sich Ihre Gattin aber freuen, wenn Sie ihr helfen.«

Suko grinste natürlich hinter dem Rücken der Frau, als ich meine Antwort gab. »Ich bin Junggeselle, Mrs. Freeland.«

»Ach je, Sie Ärmster.« Hinter den Brillengläsern wurden ihre Augen weit.

»Das kann auch seine Vorteile haben.«

Sie lachte. »Ha, ha, verstehe. Sie sind ja ein ganz schlimmer. Ja, das weibliche Geschlecht…« Sie winkte mit dem rechten Zeigefinger, als hätte sie etwas Schlimmes zu verkünden. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mir den Tee etwas verfeinere?«

»Nein, weshalb sollte ich?«

Sie schaute jetzt Suko an. »Mein verstorbener Mann fuhr zu See. Er trank wahnsinnig gern Rum. Das kleine Hobby habe ich von ihm übernommen. Der Tee schmeckt wirklich gut, wenn ich einen Schuß hineingieße. Möchten Sie auch?«

Ich schaute sie fast streng an und hatte Mühe, ein Lachen zu unterdrücken. »Wir sind doch im Dienst, Mrs. Freeland.«

»O pardon, das hatte ich ganz vergessen. Dann entschuldigen Sie vielmals, Mr. Sinclair.«

»Aber Sie können doch«, sagte Suko.

»Natürlich gern.«

Wir hatten damit gerechnet, daß sie eine kleine Flasche hervorholen würde. Was Mrs. Freeland jedoch aus dem Schrank hervorzauberte, war eine Flasche, die fast Kanistergröße besaß. »Mein Mann hat davon mehrere mitgebracht«, sagte sie und stellte die Flasche auf den Tisch. »Zwei volle habe ich noch.«

Diese hier war zu einem Drittel leer. Sie holte sich ein Wasserglas und kippte es zur Hälfte voll. Die große Flasche stellte sie unter einen Tisch. Gemeinsam griffen wir zu den Tassen.

»Lassen Sie uns darauf trinken, daß Sie bei diesem schlechten Wetter nicht umsonst den langen Weg gefahren sind, meine Heeren.«

Wir tranken den Tee alle pur. Als wir die Tassen abgestellt hatten, kippte Mrs. Freeland sich einen kräftigen Schluck Rum hinter die Binde und verdrehte die Augen. »Ah, das tat gut.«

»Kann ich mir denken.«

»Ich habe noch ein Laster«, flüsterte sie uns zu.

»Welches denn?«

»Ich rauche Zigarren, Mr. Sinclair.«

»Bitte, tun Sie sich keinen Zwang an.«

»Danke sehr.« Sie öffnete den Deckel eines Kästchens und holte die

Zigarre hervor. Es war eine lange Schwarze und schon abgeknipst. Ich reichte ihr Feuer, sie paffte einige Züge und lehnte sich dann entspannt zurück. »So, jetzt können Sie noch etwas fragen.«

»Wie war das denn mit der Frau?« wollte Suko wissen.

Mrs. Freeland schüttelte den Kopf, als könne sie es selbst nicht glauben. »Wenn ich Ihnen das erzählte, werden Sie mich für verrückt halten, doch diese Person, sie heißt Kyra Benson, wohnt auf derselben Etage, mir direkt gegenüber.« Ella Freeland hob die Schultern. »Sie ist Witwe. Ihr Mann ist seit einigen Monaten tot, doch ich weiß, daß er trotzdem noch lebt.«

»Wieso?«

»Weil er am Abend immer zu ihr kommt.«

Ich mischte mich ein. »Meinen Sie denn, daß die Bensons durch den angeblichen Tod die Versicherung betrogen haben, um die Prämie zu kassieren?«

»Nein, daran glaube ich nicht. Wie gesagt, er ist tot.« Sie streifte Asche ab und paffte wieder zwei dicke Wolken, »aber er lebt trotzdem weiter. Nicht als Mensch, sondern als Geist.«

»Aha.«

»Verstehen Sie?«

»Nicht ganz«, gaben Suko und ich wie aus einem Munde zu.

»Das habe ich mir gedacht. Ich will mal so anfangen. Wenn ein Mensch sich von dieser Erde verabschiedet hat und gestorben ist, dann trennt sich die Seele vom Körper. Der Körper wird begraben und zerfällt im Laufe der Zeit zu Staub. Das ist Natur.«

Wir nickten.

»Kommen wir zur Seele. Sie geht in ein anderes Reich ein. Ins Jenseits, in den Himmel, die Hölle oder in das Fegefeuer, wie ich früher in der Schule lernte. Die meisten Seelen werden glücklich, aber nicht die des armen Mr. Luke Benson.«

»Woran haben Sie das erkannt, Mrs. Freeland?« fragte Suko.

Sie produzierte wieder eine Wolke und wischte sie mit zackigen Handbewegungen zur Seite. »Das habe ich doch gesehen. Er besucht sie jeden Abend. Luke Benson kehrt aus dem Reich der Toten zurück, um seine Frau Kyra zu besuchen.«

»Als Geist?«

»Das nehme ich an.«

»Und Sie haben es beobachtet?«

»Ja!«

Suko schaute mich an. »Was meinst du dazu, John?«

Ich hob die Schultern. »Vielleicht sollten wir mal hinüber und mit Kyra Benson sprechen.«

»Nein, nein!« rief Mrs. Freeland fast aufgeregt. »Das… das ist unmöglich. Das können Sie nicht machen!«

»Weshalb nicht?«
»Sie würde alles abstreiten, Mr. Sinclair.«
»Haben Sie mit ihr schon darüber gesprochen?«
»Nicht direkt, Mr. Sinclair. Ich habe mal etwas angedeutet. Ich sprach sie auf das Witwendasein an, das wir beide nun mal gemeinsam haben. Da erklärte sie mir, daß sie nicht als so schlimm empfinden würde. Im Gegenteil, sie fühlte sich ziemlich gut. Dies wiederum hat meinen Verdacht stark erhärtet. Ich beobachtete sie weiter und sah jeden Abend ihren verstorbenen Mann.«
»Sie meinen, dessen Geist.«
»Oder auch das.«
Bisher hatte sie weder Suko noch mich von ihrer Theorie überzeugen können. Das merkte Mrs. Freeland auch und meinte: »Sie sind mehr Männer der Praxis, nicht wahr?«
»So ist es.«
»Deshalb habe ich Sie hergebeten. Sie können sich davon überzeugen, wie Kyra Benson einen Toten empfängt.«
Wir schwiegen.
Mrs. Freeland hatte Oberwasser bekommen. Sie hockte zurückgelehnt im Sessel und nuckelte an ihrer Zigarre. »Glauben Sie mir etwa nicht, meine Herren?«
»Es ist zumindest schwer«, gab ich zu.
»Das weiß ich.« Sie trank Tee und Rum. »Ich hätte Sie auch nie hergebeten, wäre ich nicht selbst voll und ganz davon überzeugt.«
»Wann erscheint denn dieser Mensch bei ihr?« erkundigte sich Suko. »Geschieht das immer zu einer bestimmten Zeit?«
»Nein, das ist unterschiedlich. Man kann es nicht auf die Minute festlegen.« Sie blickte auf die Uhr. »Ich würde sagen, daß wir nicht mehr lange zu warten brauchen.«
»Und wir können es vom Fenster aus sehen.« Ich deutete bei meinen Worten auf die Scheibe.
»Ja.«
Suko stand schon auf. Auch ich erhob mich. Mrs. Freeland blieb ebenfalls nicht sitzen. Um die Fassaden auf der anderen Straßenseite wenigstens etwas klarer erkennen zu können, mußte Mrs. Freeland die Gardine zur Seite schieben.
»Wenn ich Sie bitten darf, sich etwas mehr in Deckung zu stellen. Sie soll nichts merken.«
»Ich kann auch das Licht ausschalten«, sagte Suko.
»Das wäre gut.«
Ella Freeland zog an einem Band. Vor uns öffneten sich die Wolkengardinen so weit, daß der Zwischenraum der Schulterbreite eines Menschen entsprach.
Aus einer Schublade holte Mrs. Benson einen Feldstecher. Ein

ziemlich altes, schweres Gerät. »Ich habe leider nur den einen«, sagte sie. »Sie hätten sich welche mitbringen müssen.«

»Welches Haus ist es denn?« fragte ich und stand so, daß ich schräg durch die Scheibe auf die gegenüberliegende Seite schauen konnte. Suko hielt sich neben mir auf.

»Sie blickten direkt darauf. Kyra Benson wohnt in der ersten Etage. Da die Häuser gleichgroß sind, können wir uns auch in die Zimmer schauen, wenn wir wollen.«

»Aha.«

Auf der Straße selbst war alles ruhig. Kein Mensch lief über den Gehsteig. Zwei Autos rollten langsam durch den Regen. Das aus den Wolken fallende Wasser verwischte die Konturen leider. Zudem brannte hinter dem bewußten Fenster kein Licht.

Ella Freeland hielt den Feldstecher vor ihre Augen und schaute auf das andere Haus, während sie an der Scharfeinstellung drehte.

»Sehen Sie etwas?« fragte ich.

Die Frau hob die Schultern. »Leider nein, aber sie ist im Zimmer. Ja, sie hält sich dort auf.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich fühle es, Mr. Sinclair.«

Nun ja, wenn sie meinte, ich jedenfalls konnte nichts erkennen, und Suko erging es ebenso.

Die folgenden Sekunden vergingen schweigend. Ella Freeland starrte gegen das Fenster. Hin und wieder nickte sie, als sähe sie sich in ihrer Annahme bestätigt.

»Tut sich denn jetzt was?« fragte Suko.

»Ja, ja, sie ist im Zimmer. Ich kann sie sogar sehen. Sie… sie kniet auf dem Boden.«

»Dürfen wir mal?«

»Moment, Mr. Sinclair, Augenblick.« Mrs. Freeland wurde aufgeregt. »Das ist jetzt soweit. Ich glaube, er ist da.« Sie holte tief Luft.

»Ja, Mr. Freeland ist von den Toten zurückgekehrt…«

***

Kyra spürte genau, daß es auch an diesem Abend klappen würde.

Noch immer kniete sie vor dem Spiegel, ihre Finger hielten die Rahmen rechts und links hart umklammert. Ihr Gesicht zeigte eine gewisse Anspannung und Anstrengung. Die wolkige Fläche des Spiegels lag nicht mehr ruhig vor ihr. Zwischen dem breiten Rahmen bewegten sich die Wolken wie blaugraue Nebelschwaden, die aus einer unheimlichen Tiefe an die Oberfläche gestoßen waren.

Kyra wußte Bescheid. Dieses Wallen, das sich Bewegen, das waren die Vorboten, die das Tor zwischen den beiden Welten allmählich öffneten. Gleich würde er kommen, aus dem Spiegel steigen und sie in

die Arme schließen, wie früher.

»Luke!« flüsterte sie. »Ich bitte dich, Luke. Verlasse das Reich der Toten, gleite in die Ebene der Lebenden zurück, wo ich dich erwarte. Zeige allen Ignoranten, daß du stärker bist als sie. Darum bitte ich dich. Du weißt, daß wir zusammengehören und ich dich sehr liebe. Deshalb verlasse deine Welt um meiner Liebe willen. Komm zu mir. Ich… ich bitte dich darum, Luke! Komm …«

Und der Tote hörte den Ruf. Genau dort, wo sich die beiden verschiedenen Farben trafen, wurde sie auch zur Seite gedrückt. Da schoben sich die Nebelwolken übereinander, ohne allerdings eine gewisse Höhe zu bilden. Sie hatten nur einen Weg freigemacht.

Den Weg in die Schwärze oder aus ihr heraus. Kyra konnte hineinschauen wie in einen furchtbaren und gleichzeitig endlosen Schacht, der keinen Boden besaß.

Zwischen den Welten waren die Gesetze der Physik aufgehoben worden. Länge, Breite, Höhe, das alles zählte nicht mehr. Man konnte nur in Dimensionen rechnen.

Kyra verstand es nicht, sie fühlte es nur. Sie merkte auch, daß andere Kräfte dabei waren, den Raum zwischen den vier Wänden zu füllen. Die Luft hatte sich verändert. Sie war kälter geworden, allerdings nicht so, als daß Kyra gefroren hätte. Es war eine andere Kälte, nicht zu vergleichen mit der einer sinkenden Temperatur.

Diese Kälte besaß ihren Ursprung in einer anderen Welt, einer anderen Ebene und Zeit. Was hier geschah, konnte nur durch Schwarze Magie erklärt werden.

Kyra richtete sich auf. Sie tat es mit langsamen Bewegungen, die ihr schwerzufallen schienen. Das Herz klopfte schneller, auf ihrer Stirn lag der Schweiß ebenso wie in den Handflächen, die nicht mehr auf die Rahmen gestützt waren.

Die Witwe blieb auch weiterhin in ihrer knienden Haltung, nur hatte sie jetzt den Rücken durchgedrückt.

Er würde kommen – und er kam…

Kyra hatte in den Schacht in der Spiegelmitte gestarrt. Sie sah sehr tief hinein, und sie erkannte, daß sich in dem Schacht etwas bewegte. Noch war nicht genau zusehen, um was es sich dabei handelte, doch sie wußte inzwischen, daß ihr Mann aus der Tiefe hervorkommen würde, um sie zu begrüßen.

Ein weißer Fleck, fast so breit wie dieser Schacht. Jedenfalls füllte er ihn bis zu den Rändern aus.

Und er stieg höher…

Langsam und lautlos. Als wollte er die Reise von der unsichtbaren in die sichtbare Welt genießen. Als Unsichtbarer hatte er das Jenseits verlassen. Je höher er kam, um so mehr Strecke er zurücklegte, ließen ihn die Mächte und Kräfte der anderen Seite auch in Ruhe, so daß er

sich deutlicher hervorschälte.
Der Geist nahm menschliche Gestalt an. Zwar noch durchscheinend, aber sich immer stärker verdichtend.
Die Kälte nahm zu. Ein Totengruß aus dem Jenseits wehte der Wartenden entgegen.
Er strich über ihr Gesicht, als wollte er sie so begrüßen. Sie bekam eine Gänsehaut, zwinkerte mit den Augen und dachte daran, daß sie nur mehr Sekunden zu warten hatte, bis Luke zurück war.
Dann hatte die Gestalt das Ende der Spiegelfläche erreicht, und Kyra konnte bereits auf den Schädel schauen.
Er war kahl und glatt. Ein eiförmiger, langgestreckter Kopf, der gelbgold leuchtete, als wäre in seinem Innern eine Lampe angezündet worden. Gelb schimmerten die Augen, gelb die tiefliegenden Wangenknochen und auch die blanke Schädelplatte strahlte eine gelbe Farbe ab.
Eine breite Sattelnase, schmal, aber dafür lange Ohren, ein Mund aus wulstigen Lippen, das alles gehörte dazu. So hatte Luke auch zu Lebzeiten ausgesehen.
Er war keine Schönheit gewesen. Nur hatte Kyra stets anders darüber gedacht.
Luke stieg höher.
Auch Kyra blieb nicht mehr knien. Sie stellte sich aufrecht hin und trat einen Schritt zurück, damit sie den nötigen Platz bekam, um ihre Arme ausstrecken zu können.
Es war wie an jedem Abend. Sie wollte ihn begrüßen.
Noch hatte er den Spiegel nicht ganz verlassen und rührte sich auch nicht. Sein Gesicht blieb unbeweglich. Es sah so aus, als wäre es aus Stein gehauen worden, über den flache Nebelschwaden schwebten. Die Arme hingen steif zu beiden Seiten des Körpers herab. Keiner der langen Finger zuckte an der Spitze.
Schon zu Lebzeiten hatte Luke Benson nicht eben zu den sonnenbraunen Menschen gehört. Nach seinem Tode war es noch schlimmer geworden. Seine Haut konnte nur mit einem Begriff umschrieben werden.
Bleich…
Ja, er war der Bleiche!
Der Bleiche aus dem Jenseits, dem Totenreich, ein Bote der anderen Dimension.
Wie ein langgestreckter Nebelstreif wirkte der Körper, im Gegensatz zu seinem Kopf, der von innen her leuchtete und ein fast überirdisches Strahlen abgab.
Dadurch war er auch durch- und einsichtig geworden. Jedenfalls konnte Kyra in den Schädel hineinblicken und sah hinter den äußeren Gesichtsmerkmalen die Knochen, die Adern, aber kein Fleisch.

Knochen und rote Adern bildeten innerhalb des Schädels einen einzigen Wirrwarr.

Kyras Blick glitt an der Gestalt entlang nach unten. Es war ihr nicht möglich, die Füße zu erkennen, da diese wiederum in einer graublauen Nebelmasse verschwanden.

Das war ihr Mann, den sie so sehr geliebt hatte. Im Leben wie auch im Tod oder nach dem Leben. Es störte sie nicht, daß er als Veränderter zurückgekommen war. Sie brachte ihm die gleiche Liebe und Sympathie entgegen wie zuvor.

Noch schwebte er über dem Spiegel. Sie aber streckte ihm beide Arme entgegen. »Bitte, Luke, komm zu mir. Laß dich umarmen, laß dich willkommen heißen in deinem Haus, und laß uns so Zusammensein, wie wir es von früher her kennen…«

Der Bleiche hatte die Worte vernommen und reagierte dementsprechend. Er kannte das Ritual und wich auch jetzt um keinen Millimeter von ihm ab.

So schwebte er auf seine noch lebende Frau zu, die ihn, den Bleichen, umarmte, als wollte sie ihn nie mehr loslassen…

***

Weder Suko noch ich gaben einen Kommentar ab. Wir blieben links neben der Frau stehen und schauten auf das gegenüberliegende Fenster, ohne jedoch großartig etwas erkennen zu können. Die Witterung hemmte die Sicht und ebenfalls die graue Scheibe, die sicherlich von einem Schmutzfilm überzogen worden war.

Unsere Gastgeberin stand unter Streß. Sie war sehr angespannt, wir ließen sie auch in Ruhe weiter beobachten.

»Jetzt hat sie sich aufgerichtet«, flüsterte sie. »Ich glaube, er ist nun endgültig bei ihr.«

»Woher soll er denn gekommen sein?« fragte Suko.

»Aus dem Fußboden«, erwiderte die Frau, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt.

»Ach so, ja.«

Sie ließ das Fernglas sinken. Schweiß lag auf ihrem Gesicht. Die Brille war verrutscht. »Oder glauben Sie mir etwa nicht?«

»Wir haben bisher noch nichts gesehen«, sagte Suko.

»Das wird sich ändern.« Mrs. Freeland schaute wieder durch das Glas. Sie nickte dabei. »Ja, es ist soweit. Schauen Sie genau hin. Jetzt können Sie es sehen.« Als sie das Glas sinken ließ und es uns entgegenstreckte, war ich schneller, griff danach und schaute ebenfalls gegen das Fenster auf der anderen Seite.

Leider verschwamm die Hauswand. Ich mußte die Optik nachstellen, konnte dann klarer sehen und bewegte das Glas um eine Idee nach links, so daß ich mir den Fensterausschnitt heranholen konnte.

Auch jetzt verschwand der Schmutz nicht von der Scheibe. Der nieselnde Regen trug noch dazu bei, daß die Sicht so schlecht blieb.

Ich sah einfach keine Chance, das zu bestätigen, über das die Frau mit uns gesprochen hatte.

Zwar hatte Kyra Benson keine Gardinen vor das Fenster gezogen, dennoch konnte ich nicht alles klar erkennen, was sich in dem Raum abspielte.

Die Gestalt einer Frau war zu sehen. Sie hatte dunkle Haare, deren Rückseite mir zugewandt war. Zudem brannte jetzt im Raum eine Lampe, die sich bewegte, als würde sie herumgetragen. »Sie hat wohl Licht gemacht«, sagte ich leise.

Mrs. Freeland hatte meine Worte gehört. »Nein, Mr. Sinclair, sie hat kein Licht gemacht.«

»Wieso?«

»Der wandernde und sich bewegende helle Fleck, der gehört zu ihm, verstehen Sie?«

»Zu dem Toten?« fragte Suko.

»Ja!«

Ich ließ vor Schreck den Feldstecher sinken. »Was haben Sie da gesagt? Der Kopf…«

»Er leuchtet, Mr. Sinclair, Sie müssen mir glauben. Er leuchtet von innen.«

»Wenn Sie meinen.«

»Das stimmt.«

»Darf ich mal, John?«

»Sorry, Suko, klar.« Ich übergab meinem Freund den Feldstecher.

Als er hindurchschaute, enthielt ich mich eines Kommentars.

Suko ließ sich Zeit. Mrs. Freeland ging wieder zum Tisch und trank noch einen kräftigen Schluck Rum. Die Zigarre war mittlerweile verloschen. Nicht einmal ein Rauchfaden kräuselte der Decke entgegen.

Suko schaute ungefähr eine Minute durch das Glas, bevor er es langsam sinken ließ.

»Na, was hast du gesehen?«

»Diese Kyra Benson. Sie hielt sich tatsächlich in diesem Zimmer dort drüben auf.«

»Und weiter?«

Suko grinste schief. »Das mit der Lampe stimmt auch irgendwie, meine ich. Sie wandert tatsächlich hin und her.«

»Nein, das ist der Kopf!«

Suko hob die Schultern. »Ich habe das nicht so genau erkannt. Mir kam es vor, als würde ein nebliges Etwas durch das Zimmer streifen, wenn Sie verstehen.«

»Ha!« Mrs. Freeland lief auf Suko zu. »Das ist er!« flüsterte sie

zischelnd. »Das ist er.«

»Meinen Sie?«

»Ja, ja, ja!« Sie nickte heftig. »So und nicht anders sieht es aus. Das ist er!« Sie nahm ihm den Feldstecher aus der Hand. »Ich muß noch mal schauen.«

Wieder starrte sie durch das Fenster und gegen die Scheibe des anderen Hauses.

Dort tat sich nichts, denn Mrs. Freeland ließ den Feldstecher schon nach wenigen Sekunden wieder sinken.

»Was ist los?« fragte ich.

»Jetzt sind sie nicht mehr da!« hauchte sie.

»Und wo können sie sein?«

»Vielleicht sind sie im Loch verschwunden«, sagte Suko ein wenig spöttisch.

»Unsinn, Inspektor. Die beiden haben den Raum auf ganz normalem Wege verlassen. Wenn mich nicht alles täuscht, sind sie in das Schlafzimmer gegangen.«

Ich mußte lachen. »Was wollen sie denn da?«

»Was macht man schon in einem Schlafzimmer?« fuhr mich die Frau an. »Sagen Sie es…«

»Ich bitte sie. Wenn es stimmt, was Sie gesagt haben, dann ist dieser Mann doch tot…«

»Na und?«

»Hören Sie auf!« Allmählich wurde ich ungeduldig. Ich glaubte einfach nicht an ihre Behauptungen.

»John«, schlug Suko vor. »Es wäre wirklich am besten, wenn wir mal rübergingen und nachschauten.«

Da zuckte die Frau zusammen. »Was wollen Sie? Rübergehen? Sich in die Höhle des Löwen begeben? Sind Sie denn wahnsinnig geworden? Das können Sie nicht machen. Das wäre Selbstmord, glauben Sie mir. Das ist einfach grauenhaft und furchtbar.«

»Haben Sie einen anderen Vorschlag?« fragte ich.

»Nein, im Moment nicht.« Sie setzte sich wieder hin. »Ich an Ihrer Stelle hätte Angst.«

»Nun gut«, sagte Suko. »Es ist unser Beruf, ungewöhnlichen Phänomenen auf die Spur zu kommen. Vielleicht können wir tatsächlich diesen Geist sprechen.«

»Machen Sie nur Ihre Witze. Das Jenseits wird es Ihnen schon zurückzahlen, glauben Sie mir.«

»Das werden wir sehen.«

Ich war ebenfalls einverstanden und nickte Suko zu. Mrs. Freeland begleitete uns bis zur Tür. »Bitte«, flüsterte sie, »seien Sie vorsichtig! Ich möchte nicht die Schuld an Ihrem Tod tragen. Das würde mir das Herz brechen, weil ich Sie doch…«

»Keine Sorge, Mrs. Freeland. Wir wissen uns schon zu wehren. Und Geister sind übrigens unsere Spezialität, wenn Sie verstehen.«

»Gehen Sie nur!«

Ich konnte die Angst der Frau verstehen. Sie war doch nicht so abgebrüht wie wir, wobei wir schließlich Tag für Tag mit diesen Wesen zu tun hatten.

Wir gingen durch das stille Treppenhaus, öffneten die Haustür und schauten in den dünnen Regen. Auf der anderen Seite grüßte uns die Front wie ein grauer, langer Schatten, nur dort unterbrochen, wo hin und wieder die Glotzaugen der Fenster gelb und viereckig leuchteten.

»Dann wollen wir mal«, sagte Suko und lächelte.

»Du glaubst nicht daran?«

Suko drehte sich um. »Du etwa, John…«

»Ich weiß nicht, Alter, ich lasse mich einfach überraschen und hoffe, daß es keine blutige Überraschung wird…«

***

Sie spürte ihn.

Sie spürte einen Toten und auch die Aura, die von ihm ausging.

Es war einfach herrlich, trotz dieser ersten, widerlichen Kälte, die auch über ihre Haut gestrichen war, einen Schauer hinterlassen hatte, der aber sehr bald verging und einem wohligen Gefühl Platz verschaffte, das sie auch weiterhin durchrieselte.

Es war einfach wunderbar, einen Mann zu spüren, der verstorben war und trotz allem noch lebte.

So liebte Kyra das Leben, auch wenn sie es mit einem Toten verbringen mußte.

Aber war er auch tot?

Darüber wollte sie kein Urteil abgeben. Er war kein normaler Mensch und auch kein Geist. Seine Existenz lag irgendwo in der Mitte zwischen beiden Phänomenen. Er besaß einen Körper, der äußerlich nur mehr mit einem Nebelstreif zu vergleichen war, aber trotzdem zu spüren war.

Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt, um ein von innen strahlendes Gesicht sehen zu können, und lächelte ihm zu. »Es ist schön, daß du wiedergekommen bist.«

»Ich mußte doch kommen!«

Er hatte die Antwort gegeben, und sie konzentrierte sich auf seine Stimme.

War das überhaupt eine Stimme? Im Prinzip ja und trotzdem wieder nicht. Sie hatte die Antwort verstanden, weil sie ihren Mann lange genug kannte. Andere aber hätten aus den gezischten und geflüsterten Worten kaum etwas heraushören können.

»Ja, du mußtest kommen, mein Liebling.« Sie streichelte seinen Kopf.

Die Hände fuhren dabei über ihre Wangen.

»Du mußt immer kommen, wenn ich dich rufe. So ist es abgemacht…«

Diesmal gab es keine Antwort, was die Frau nicht beunruhigte, sondern nur etwas wunderte. Vielleicht gefiel ihm das Zimmer auch nicht mehr. Es taugte auch nichts. Einfach nur die widerlich kahlen Wände, bis eben auf die Truhe in der Ecke. Auch als Toter oder als aus dem Jenseits Zurückgekehrter brauchte man ein wenig Atmosphäre.

»Wir werden dorthin gehen, wo wir uns am wohlsten gefühlt haben, Liebster. Wir nutzen die paar Stunden aus, die dir bleiben, bevor du wieder in dein kaltes Reich zurückgehen mußt.«

Er sagte nichts und reagierte auch dann nicht, als sich Kyra von ihm löste.

Sie faßte nach seiner Hand. Zuerst glaubte sie, durch kalten Nebel zu greifen. Er klebte an ihren Fingern wie geeiste Watte und schob sich auch in die Räume dazwischen. Aber sie spürte in dem Nebel auch einen Widerstand. Es war seine Hand. Knochig und gleichzeitig noch fleischig. Jedenfalls eine ungewöhnliche Mischung, wie sie fand. Kyra drückte etwas fester zu. Er erwiderte diesen Druck, was sie zu einem Lächeln veranlaßte.

Ja, es tat ihr gut, seine Sympathie zu spüren. Sie fragte auch nicht danach, wie er es schaffte, zwischen den beiden Welten zu pendeln.

Für Kyra zählte nur, daß ihr verstorbener Mann sie letztendlich doch nicht verlassen hatte.

Eine Hand hatte sie noch frei. Die legte sie auf die Klinke und öffnete die Tür.

Von seinem Zimmer aus trat sie hinaus in den Flur, der ebenso dunkel war wie die übrigen Räume. Zwar waren die Wände gestrichen, im Laufe der Zeit allerdings nachgedunkelt.

Dieser Flur war eine Welt für sich. Schatten und Licht wechselten einander ab. Hier schienen uralte Geschichten wahrwerden zu können. Wer sich hierher setzte und im Licht einer Lampe alte Märchen und Schauerstorys las, konnte davon ausgehen, daß der Zuhörer sie hautnah und plastisch miterlebte.

Als Fußboden lagen hier ebenfalls alte Bohlen nebeneinander. Sie zogen sich von Wand zu Wand und mündeten in einer dunklen Leiste. Das Ziel der Frau war ihr gemeinsames Schlafzimmer.

Lange Jahre hatten sie nebeneinander im Bett gelegen. Das würde in dieser Nacht wieder so sein. Wie auch in der letzten Nacht und in den Nächten davor.

Neben dem Bett blieb sie stehen. »Du siehst, es ist alles für dich vorbereitet, Liebster.«

Er nickte.

»Freut es dich?«

Sein Kopf bewegte sich nach vorn. Es sollte ein Nicken werden, doch er deutete es nur an.

Kyra löste ihre Hand aus der seinen, bevor sie am Fußende des Betts entlang zu ihrer Seite ging, wo sie stets geschlafen hatte. Sein Laken hatte sie bereits zurückgeschlagen.

Kyra lächelte, Wieder war es wie immer. Sie würde den Knoten lösen, damit der seidene Hausmantel wie von selbst aufschwang.

Alles würde glatt verlaufen, doch sie zögerte damit, den Mantel zu öffnen.

Etwas hatte sie irritiert…

Kyra dachte darüber nach, was es gewesen sein konnte. Sie kam zunächst zu keinem Ergebnis, bis ihr einfiel, daß etwas an der Haltung ihres Mannes nicht stimmte.

Er stand da, als wollte er sich überhaupt nicht hinlegen. Neben dem Bett wirkte er wie eine Statue, über die ein dicker Nebel hinweggeflossen war und sich nun verdichtet hatte.

Kyra versuchte ein Lächeln, was ihr allerdings mißlang. Sie verzerrte nur den Mund. »Willst du nicht ins Bett kommen? Möchtest du dich nicht hinlegen?«

Er tat so, als hätte er die Frage wohl gehört, sie aber nicht verstanden, denn er drehte den Kopf in Richtung Tür, als würde er von dort einen Gast erwarten.

Da kam aber niemand.

Kyra hatte die Tür nicht geschlossen. Schulterbreit stand sie offen.

Kyra konnte in den Flur hineinschauen, der jedoch leer war. Dort zeichnete sich kein Schatten ab.

»Erwartest du jemand?« wollte sie wissen.

Luke drehte seinen von innen leuchtenden Schädel. Seine langgezogene Sattelnase bewegte sich. Gleichzeitig hob er die Schultern an, als würde er frieren.

In Kyra schlugen Alarmglocken an. Das mußte einfach so sein, wenn sie sich die Reaktion des Mannes vor Augen hielt. Sie ging davon aus, daß die Sinne des Verstorbenen nicht nur vorhanden, sondern auch sensibilisiert worden waren. Gerade diese Sensibilität sorgte dafür, daß er Gefahren öfter und schneller aufspürte als jeder andere.

Kyra ging zur Tür. Sie schritt zielsicher dorthin. In seiner Gegenwart fühlte sie sich wohl, und Luke tat auch nichts, um sie daran zu hindern. Mit einem Ruck öffnete sie die Tür bis zum Anschlag, schaute hinaus auf den Flur und sah nichts.

Verwundert und dabei die Schultern hebend, drehte sich die Frau um. Luke, der Bleiche, stand im Licht der Nachttischlampe. Sie strahlte von der Rückseite her gegen ihn, ihr Schein drang in den festen, wattigen Nebel und durchströmte ihn, so daß er eine goldgelbe Farbe bekommen hatte.

»Ich sehe nichts«, sagte sie ihm. »Tut mir leid, Luke, aber ich kann nicht feststellen, was dich beunruhigt.«

»Es ist etwas da!«

Vier zischend geflüsterte Worte, mehr hatte er nicht gesagt. Die aber reichten aus, um in Kyra ein Alarmsignal erklingen zu lassen.

»Was meinst du damit?«

»Gefahr!«

Sie fuhr durch ihr dichtes Haar. Eine Geste der Unsicherheit und Verlegenheit. »Gut, du sprichst von einer Gefahr. Wenn sie vorhanden ist, können wir uns ihr entgegenstellen.«

»Noch nicht«, sagte der Tote, »noch nicht. Meine Zeit kommt erst. Ich bin noch zu schwach. Ich muß erst warten, bis die Jenseits-Sonne am Himmel steht, auch wenn sie durch Wolken verdeckt sein sollte. Aber ihre Kraft bekomme ich mit.«

»Welche Jenseits-Sonne?«

»Der Mond – es ist der Mond!«

Kyra wunderte sich. Den Begriff Jenseits-Sonne hatte sie noch nie gehört. In der anderen Welt schienen auch andere Begriffe zu herrschen. »Was kann ich für dich tun?«

»Nichts!« zischelte er. »Die Gefahr nähert sich. Ich werde gehen. Ich muß gehen.«

Kyra zeigte sich erstaunt. In all den Nächten hatte sie bei dem Bleichen nicht solche Reaktionen erlebt wie an diesem Abend. Da schien tatsächlich etwas auf sie beide zuzukommen, das er nicht bremsen konnte. Sie traute sich kaum, eine Frage zu stellen und mußte sich dazu regelrecht überwinden. »Wo willst du hin? Zurück ins Jenseits?«

»Nein, ich bleibe im Haus.«

Ein Lächeln huschte über Kyras Züge. Die Antwort beruhigte sie im Moment, warf allerdings neue Fragen auf. Nur wagte sie es nicht mehr, die entsprechenden Fragen zu stellen. Der Bleiche sollte auf keinen Fall das Gefühl bekommen, eingeengt zu sein.

Er trat zur Seite und drehte sich dabei so herum, daß er auf die Wohnungstür schauen konnte. Kyra blieb stehen wie ein verlassenes Mädchen. Sie schaute ihm zu, wie er durch den Flur glitt.

Es war tatsächlich ein Gleiten. Den Boden schien er kaum zu berühren. Von seinem erleuchteten Kopf her wuchs der blasse Nebelstreif in die Tiefe. Der Schädel selbst erinnerte, aus der Distanz gesehen, an einen ausgehöhlten Kohlkopf, der für das Halloween-Fest verwendet wird. Angst vor einer Entdeckung schien er nicht zu haben. Jedenfalls öffnete er die Tür, ohne sich vorher zu vergewissern, ob irgend jemand im Treppenhaus stand und ihm zuschaute.

Er ging, ohne sich noch einmal umzudrehen. Kyra lief mit abgehakt wirkenden Schritten vor, erreichte die Tür und sah, daß der Bleiche

die Treppe hochging.

Auch jetzt wagte sie es nicht, ihn nach dem Ziel zu fragen. Luke hätte ihr auch nicht gesagt, daß er unterwegs war, um eine ehemalige Geliebte zu besuchen…

***

Die Häuser glichen sich, auch wenn das, in dem Kyra Benson wohnte, älter war. Wir hatten nur die Straße zu überqueren brauchen und standen jetzt vor der Fassade, an der wir die Blicke hochschweifen ließen. Ich nickte Suko zu. »Sieht harmlos aus, nicht wahr?«

»Man kann sich täuschen.«

»Glaubst du auch an…«

»Ich glaube an gar nichts, John.« Mein Freund betrat die schützende Türeinfahrt als erster. Auch hier entdeckten wir ein Klingelbrett. Es war sogar beleuchtet.

Wir lasen den Namen Benson neben einem Perlmuttfarben schimmernden Knopf. Suko wollte schon seine Fingerspitze darauf legen, als ich gegen die Haustür stieß.

Sie schwang nach innen, da sie niemand abgeschlossen hatte. »Ist doch auch was – oder?«

Suko lächelte, als er sich in den Flur schob. Ich folgte ihm auf dem Fuße.

Die alten Häuser hatte man früher noch sehr stabil gebaut. Die dicken Mauern ließen kaum Geräusche nach außen dringen. So vernahmen wir aus den Wohnungen auch nur hin und wieder sehr leise Musik oder Stimmen.

Das Flurlicht brannte nicht, wir fanden uns auch ohne zurecht.

Vor uns zeichnete sich die Treppe mit ihren breiten Stufen ab. Das Geländer gehörte ebenfalls noch zu der handgefertigten Sorte. Sein breiter Handlauf besaß eine Mulde.

In der ersten Etage befanden sich ebenfalls zwei Wohnungen. Wir mußten die rechte nehmen.

Bevor einer von uns klingelte, lauschten wir noch und hatten dabei unsere Ohren gegen das Holz gelegt.

Nichts war zu hören. Aus der Wohnung drang kein einziges Geräusch. Die Stille schien in dem Hausflur zu kleben.

»Was meinst du?« fragte Suko. »Erwartet sie uns?«

Suko hob die Schultern. »Wie sollte sie überhaupt wissen, daß wir sie auf dem Auge haben?«

»Der traue ich vieles zu.«

»Du kennst sie nicht.«

»Stimmt. Wenn es tatsächlich der Wahrheit entspricht, was uns Ella Freeland sagte, können wir uns bei Kyra Benson auf einige Überraschungen gefaßt machen.«

»Ich schelle.«

Wir lauschten dem Geräusch der summenden Klingel. Kyra Benson brauchte nicht zu öffnen, sie brauchte uns auch nicht in die Wohnung zu lassen. Einen Durchsuchungsbefehl hatten wir ebenfalls nicht mit.

Es war ein Versuch mit Risiko.

Sie öffnete trotzdem. Der Spalt war etwa handlang, bevor er von der Kette gestoppt wurde. Innerhalb des Ausschnitts erschien das Gesicht einer dunkelhaarigen Frau. Soweit ich erkennen konnte, trug sie nur mehr einen dünnen Hausmantel, den sie vor ihrer Brust mit einer Hand zusammengerafft hatte.

»Ja bitte?«

Suko überließ mir den Vortritt. Es gibt noch immer Menschen, die gegen Asiaten Vorurteile haben und sehr unwillig oder erschreckt reagieren, wenn sie Besuch von einem Chinesen bekommen.

»Mrs. Kyra Benson?« fragte ich höflich.

»Das bin ich.«

»Dürfen wir mit Ihnen reden?«

Ob sich Mißtrauen auf ihrem Gesicht ausbreitete, war in dem schlechten Flurlicht nicht zu erkennen. Jedenfalls veränderte sich ihre Mimik. »Weshalb denn?«

»Es geht um den Besuch, den Sie an jedem Abend empfangen.«

»Ach nein.« Sie lachte leise. »Welchen Besuch denn?« Jetzt klang ihre Frage lauernd.

»Man spricht davon, daß Ihr Mann zu Ihnen kommt.«

»Wer sagt das?«

»Diejenige Person, die uns Bescheid gab.«

»Was haben Sie denn damit zu tun?«

Ich wollte die Katze nicht aus dem Sack lassen und entschloß mich zu einer Notlüge. »Wir kommen von der Versicherung. Es gibt da noch einige Fragen zu klären, die Ihren Mann betreffen.«

»Meinen Mann? Der ist tot, verstehen Sie? Seit einigen Monaten ist er nicht mehr bei mir.«

»Ach ja? Dann ist uns etwas Falsches mitgeteilt worden. Es heißt, Ihr Mann würde Sie jeden Abend besuchen.«

»Sagt man das?«

»Ja!«

»Dann müßte er ja jetzt hier sein, der Tote.«

»Genau.«

»Er ist es aber nicht.«

Ich räusperte mich. »Ich weiß, Mrs. Benson, es klingt unverschämt. Aber würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir uns selbst davon überzeugen könnten?«

Sie überlegte kurz. »In meine Wohnung wollen Sie?«

»Wie gesagt, nur wenn es Ihnen…«

Sie musterte mich von oben bis unten. Ob ihr das eine Entscheidungshilfe gewesen war, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls war sie positiv aufgefallen. »Gut, ich habe nichts zu verbergen. Wenn Sie unbedingt kommen wollen, dann bitte. Schauen Sie sich bei mir um. Sie werden meinen Mann nicht finden.«

»Wenn Sie das so sagen…« Ich tat, als wollte ich mich abwenden, aber sie bestand darauf, daß wir die Wohnung betraten. Vorher wollte sie noch unsere Namen wissen.

Dann öffnete sie und trat zur Seite. Wir gingen in den Flur und schauten uns um.

Die Einrichtung bestand aus dunklen Möbeln, wie ich mit einem Blick in den Wohnraum feststellen konnte. Es wies jedoch nichts darauf hin, daß diese Frau Besuch gehabt hatte. Da standen keine benutzten Gläser oder Tassen. Das Zimmer sah so aus, als wäre es tatsächlich nur von einer Person bewohnt worden.

»Na?« fragte sie. »Sehen Sie jemand?«

»Nein.«

»Was hat die Versicherung überhaupt mit dem Tod meines Mannes zu tun? Da ist alles korrekt zugegangen. Ich habe keine Lebensversicherung kassiert. Sie haben mir doch einen Bären aufgebunden, Mr. Sinclair.«

»Wir sind von der Polizei«, sagte Suko. »Scotland Yard, Madam.«

Kyra Benson warf den Kopf zurück und lachte lauthals. Sie war eine ungewöhnliche Person, ein, wie man im Volksmund leicht sagt, richtiges Weib. Vollschlank und energiegeladen. In ihr vereinigten sich Kraft und Sex.

»Was finden Sie daran so lustig?« erkundigte ich mich.

»Entschuldigen Sie, Mr. Sinclair.« Sie preßte noch während des Lachens ihre Hand gegen den Mund. »Ich konnte einfach nicht anders. Hört das denn nie auf?«

»Was?«

»Das mit der Polizei. Schon des öfteren haben sie versucht, uns die Polizei auf den Hals zu schicken.«

»Grundlos?«

»Nein, Inspektor, für diese Leute nicht. Sie haßten es, daß wir anders lebten als sie.«

»Wie anders?« hakte Suko nach.

»Nun ja.« Sie griff zu einer Zigarette und zündete sie an. »Mein Mann und ich waren Menschenfreunde. Ja, wir liebten die Menschen. Wir haben viel Besuch empfangen. Wir diskutierten hier über alle möglichen Dinge. Über reale und rätselhafte. Verstehen Sie das?«

Natürlich verstanden wir. Das aber sagten wir ihr nicht. »Nein, was war Ihr Mann denn von Beruf?«

»Menschenfreund, Mr. Sinclair.«

»Oh, das bewundere ich. Es ist auch sehr ehrenwert. Aber eine andere Frage. Kann man davon leben?«

»Ja, man kann. Oder man konnte.«

Ich wollte nicht näher darauf eingehen und fragte weiter. »Dann starb Ihr Gatte.«

»Ja, sehr plötzlich.«

»Woran?«

Sie ließ sich Zeit mit der Antwort, rauchte einige Züge und meinte mit leiser Stimme. »Man spricht von einer Viruskrankheit…«

»Aids?« fragte ich.

»Nein, um Himmels willen! Es war ein anderer Virus.«

»Welcher?«

Sie hob die Schultern. »Das ist nicht genau herausgefunden worden, Mr. Sinclair. Jedenfalls starb mein Mann.«

»Wie starb er?«

»Er siechte dahin. Er konnte einfach nicht mehr leben, das ist alles. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich habe ihn noch gepflegt. In dieser Wohnung hat er sein Leben ausgehaucht.«

»Waren Sie darüber sehr traurig?«

Kyra drückte die Zigarette aus und schaute Suko nahezu böse an.

»Natürlich. Oder glauben Sie, ich habe mich gefreut?«

»Nein, so meine ich das nicht. Wir haben ja gehört, daß Ihr Mann nicht tot sein soll und zu Ihnen zurückgekehrt ist. Darauf bezog sich meine Frage. Sie hätten ja wissen können, daß er nach seinem Tod wieder…«

»Das glauben Sie?«

»Deshalb sind wir hier.«

»Hören Sie auf! Es ist Gewäsch, dummes Geschwätz irgendwelcher Leute, die mich nicht leiden können. Ja, wir waren nicht sehr beliebt, mein Mann und ich. Wir haben uns nicht um die Nachbarschaft gekümmert und unser eigenes Leben geführt. Außerdem habe ich etwas von meinen Großeltern geerbt. Es ging uns finanziell nicht schlecht. So, jetzt habe ich mehr gesagt, als Ihnen überhaupt zustand. Ich bitte Sie, meine Wohnung zu verlassen. Und sagen Sie der Person, die mich bei Ihnen angeschwärzt hat, daß sie mich mal im Dunkeln besuchen kann.«

»Wir werden es ihr ausrichten, Mrs. Benson.« Ich deutete auf die offene Tür. »Diese Wohnung hat doch noch mehr Räume?«

»Natürlich. Soll das heißen, daß Sie diese Zimmer ebenfalls durchsuchen wollen?«

Ich lächelte schmal. »Von einer Durchsuchung habe ich nicht gesprochen. Oder haben Sie hier eine erlebt?«

»Nein.«

»Wenn Sie so freundlich sein würden und uns…«

Scharf schaute Kyra mich an. »Wie weit wollen Sie noch in meine Privatsphäre vorstoßen, Mr. Sinclair?«

»Sie brauchen uns die Zimmer nicht zu zeigen. Es geschieht auf rein freiwilliger Basis.«

Sie nickte. »Ja, natürlich. Das kenne ich.« Wieder raffte sie ihren Seidenmantel über der Brust zusammen, weil der Ausschnitt doch etwas groß geworden war. »Ich darf dann vorgehen.«

»Gern.«

Suko warf mir einen Blick unter hochgezogenen Augenbrauen zu.

Ich hob die Schultern an. So recht schlau wurden wir aus dieser Person nun nicht, das stand fest.

Sie ging in den Flur und wandte sich nach links. Bis zur nächsten Tür war es nicht weit. Kyra Benson öffnete sie und behielt die Klinke in der Hand, als sie sich mit dem Rücken gegen das Holz drückte.

»Da, das ist mein Schlafzimmer.«

Wir schauten auf das Doppelbett. Es sah aus, als wäre es schon benutzt worden.

»Ich schlafe einmal rechts und dann wieder links«, erklärte sie.

»Es ist eine alte Gewohnheit.«

»Ja, natürlich.«

Sie drehte sich um. »Ich werde Ihnen das Bad auch noch zeigen«, erklärte sie.

Es war verhältnismäßig klein und völlig normal. Suko hatte es zusammen mit Kyra betreten. Ich war im Flur stehengeblieben, drehte mich nach rechts und sah noch eine Tür. Sie lag am Ende des Flurs.

Irgendwie ritt mich der Teufel. Außerdem hatte uns Mrs. Benson klargemacht, daß sie nichts zu verbergen hätte. Deshalb bekam ich kein schlechtes Gewissen, als ich nach der Klinke faßte, um die Tür aufzustoßen. Ich schaffte es bis zu einem Drittel, als ich auffiel.

Kyras Stimme klang schrill hinter mir auf. »Verdammt, was tun Sie da, Sinclair?«

Auf der Schwelle drehte ich mich um. Nicht aber, ohne zuvor noch einen Blick in das Zimmer geworfen zu haben. Es war so gut wie leer. Bis auf die alte Truhe an einer Wand und den großen Spiegel, der zur Decke schaute.

Sie rannte aus dem Bad und stieß Suko zur Seite. Wütend blieb Mrs. Benson vor mir stehen. »Habe ich Ihnen erlaubt, die Tür zu öffnen, Sinclair?« keifte sie mich an.

»Moment. Sie sagten…«

»Gar nichts sagte ich. Schließen Sie die Tür, zum Teufel!«

Ich runzelte die Stirn. »Was haben Sie zu verbergen, Mrs. Benson? Weshalb soll ich die Tür schließen? Ist es so schlimm, daß ich in ein fast leeres Zimmer schaue?«

»Ja, es ist schlimm.«

Suko kam zu uns. Auch er schaute in den Raum. Seine Frage klang etwas spöttisch. »Wollen Sie den Spiegel nicht an die Wand hängen, Mrs. Benson?«

»Nein, er bleibt dort.«

»Ist er ein besonderer Spiegel? Hat er eine gewisse Funktion?«

»Die hat er!«

»Und welche?«

»Hören Sie auf, dumme Fragen zu stellen. Ich will, daß Sie die Tür wieder schließen.«

»Spiegel«, begann ich, »sind oft ungewöhnliche Gegenstände. Sie haben seit altersher etwas Geheimnisvolles an sich. Sie werden von Flair der Faszination umweht. Spiegel geben ein Bild zurück. Das Bild eines Menschen. Grausam, klar, ungeschminkt. Spiegel können gehaßt und geliebt werden, aber nicht alle Spiegel sind gleich.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Wir wissen, daß es Spiegel gibt, die eine andere Funktion haben, als nur das Gesicht oder den Körper des Menschen zu zeigen. Sie sind manchmal die Eintrittskarte zu einer anderen Welt, zu einem fremden Reich, das mit den Kräften des Jenseits erklärt werden kann. So jedenfalls sehe ich es.«

»Das ist mir egal, wie Sie…«

»Lassen Sie mich den Spiegel anschauen.« Bevor sie mich daran hindern konnte, hatte ich den Raum schon betreten. Sie keifte noch, aber ich war bereits weitergegangen und blieb so dicht vor dem Spiegel stehen, daß ich ihn fast mit den Fußspitzen berührte.

Ich senkte den Kopf. Hinter mir hörte ich das hastige Atmen der Frau. Sie wurde von Suko nicht aus den Augen gelassen.

Ich sah mich in der Fläche. Allerdings nicht so klar wie in einem Badezimmerspiegel. Mein Gesicht, der Hals und die Schultern verschwammen, als würde über der Fläche ein blasser Nebelstreif liegen, der meine Konturen aufsaugte.

Dieser Spiegel war nicht normal. Ich hatte vorhin etwas allgemein über Spiegel gesprochen. Es gab auch welche, die stellten Tore zu anderen Welten dar. Man konnte in sie hineingehen wie in einen Raum und versank in einer fremden Dimension.

Ich drehte den Kopf.

Kyra Benson stand nur einen Schritt von mir entfernt. Suko auf Tuchfühlung neben ihr. Die Frau atmete heftig. Ihr großen Busen wogte dabei. Ihr Gesicht aber glich einer strengen Maske.

Ich nickte ihr zu. »Es ist ein sehr ungewöhnlicher Spiegel«, erklärte ich mit leiser Stimme. »Wirklich, Mrs. Benson, ich bin überrascht davon. Wie ist das möglich? Ich sehe mich, aber meine Umrisse verschwimmen innerhalb der Fläche.«

»Er ist alt und verbraucht.«

»So kann man es auch sehen. Haben Sie seine Fläche nie geputzt?«
»Nein. Mein Mann und ich haben ihn so geliebt, wie er ist.«
»Weshalb liegt er auf dem Boden?« wollte Suko wissen. »Normalerweise hängt man Spiegel auf.«
»Ist das nicht unser Problem gewesen?«
»Selbstverständlich, Mrs. Benson, entschuldigen Sie! Aber es ist schon ungewöhnlich.«
»Das war mein Mann auch.«
Ich lächelte ihr zu und ging dabei in die Knie.
»Was haben Sie vor?«
»Ich möchte ihn gern anfassen, denn auch ich liebe Spiegel. Vor allen Dingen dann, wenn Sie ungewöhnlich sind.«
»Nein, Sie…«
Es war schon zu spät. Daß Kyra Benson sich nicht auf mich Stürzen konnte, dafür sorgte Suko, denn er hielt sie fest. Ich hatte den rechten Arm ausgestreckt und legte meine Handfläche auf die Spiegelfläche.
Ja, sie war anders als normal.
Eigentlich hätte ich den harten Widerstand spüren müssen. Ein Widerstand war zwar vorhanden, nur kam er mir viel weicher vor.
Ich hatte das Gefühl, die Fläche eindrücken zu können, wobei die Hand dann bis zum Gelenk verschwand.
Das allerdings ließ ich bleiben. Statt dessen drehte ich die Hand im Kreis und wunderte mich auch weiterhin über die ungewöhnliche Weichheit dieses Materials.
»Enorm«, sagte ich. Ich schielte zu der Witwe hoch. »Mrs. Benson, da haben Sie tatsächlich ein außergewöhnliches Stück erworben.«
»Stimmt.« Sie räusperte sich. »Da Sie jetzt alles gesehen haben, darf ich Sie bitten, meine Wohnung zu verlassen.«
Das hatten wir nicht vor. Der Spiegel und auch die Frau waren einfach zu interessant.
Ein Tor zu einer anderen Welt! Dieser Satz wollte mir einfach nicht aus dem Kopf. Ich spann den Faden weiter und kam zu dem Ergebnis, das, wenn meine Vermutungen stimmten, der Spiegel möglicherweise das Tor zum Jenseits sein konnte.
Vielleicht war es Luke Benson als Totem gelungen, die Grenzen zu überschreiten.
Kyra schien meine Gedanken zu ahnen. »Ist noch irgend etwas, Mr. Sinclair?«
»Ich denke nach.«
»Wie schön für Sie. Und worüber?«
»Darüber, was hinter dem Spiegel liegt. Oder darunter.«
»Der Fußboden.«
»Darf ich mich davon überzeugen?«
Sie schüttelte leicht den Kopf. »Glauben Sie denn, wir hätten mit dem

Spiegel ein Loch abgedeckt?«
Ich hob die Schultern. »Sie wissen ja selbst, Mrs. Benson, daß Polizisten mißtrauische Menschen sind. Da machen auch wir keine Ausnahme. Deshalb möchte ich mich gern selbst von gewissen Dingen überzeugen. Ist es Ihnen recht?«
»Sie tun ja sowieso, was Sie wollen.«
Ich faßte den Spiegel an zwei Seiten an und kippte ihn.
Mrs. Benson hatte nicht gelogen. Unter ihm befand sich tatsächlich der normale, aus Bohlen bestehende Fußboden. Wo der Spiegel allerdings gelegen hatte, war auf dem Untergrund deutlich zu sehen.
»Das war's dann wohl«, meinte sie, als ich den Spiegel wieder in seine alte Lage gedreht hatte. Ihre Worte hatten irgendwie nach Triumph geklungen, was mich wiederum ärgerte.
Hatte ich etwas übersehen?
War es das tatsächlich gewesen? Ich wollte es einfach nicht glauben und gab auch eine entsprechende Antwort. »Fast, Mrs. Benson«, sagte ich. »Lassen Sie mich nur etwas ausprobieren!«
»Was denn?«
Ich lächelte beruhigend. »Ein kleiner Test, um sicherzugehen, Mrs. Benson.«
»Ach.«
Sie schaute nur mehr zu, wie ich nach der Kette griff, die um meinen Hals hing. An ihr war das geweihte Silberkreuz befestigt.
Wenn es überhaupt einen Test gab, der mir Klarheit verschaffen konnte, dann war es das Kreuz.
Als ich es hervorzog, beobachtete ich dabei auch das Gesicht der Frau. Kaum sah sie das silberne Kreuz, ging mit ihr eine Veränderung vor.
Die Augen weiteten sich. Gleichzeitig öffnete sie den Mund.
»Verflucht, was willst du damit?«
Ich lächelte schief. »Es ist ein Test, mehr nicht. Weshalb reagieren Sie so scharf?«
»Ich hasse es!«
»Wieso?« Während der Frage hatte ich das Kreuz gedreht und tat so, als würde ich es mir von allen Seiten genau betrachten. »Gibt es einen Grund dafür, das Kreuz zu hassen?«
»Ich will es nicht sehen, zum Henker!«
»Lassen Sie mich einen kleinen Test machen. Spiegel und Kreuz zusammen werden…«
»Nein…!« Sie warf sich vor. Selbst Suko wurde von der Reaktion überrascht, faßte zwar noch nach, seine rechte Hand aber rutschte an der glatten Seide ab.
Kyra Benson prallte gegen mich. Sie hatte versucht zu verhindern, daß mein Kreuz mit dem Spiegel Kontakt bekam.

Das Gegenteil davon trat ein.

Wir fielen beide zurück und gleichzeitig auch zur Seite. Dort war nichts anderes als dieser Spiegel. Ich landete mit dem Rücken zuerst darauf. Kyra fiel auf mich.

Ich drehte mich zur Seite, sie rutschte an mir vorbei auf die Fläche, aber gleichzeitig drückte sie durch ihr Gewicht meinen rechten Arm nach unten.

Kreuz und Spiegel berührten einander…

***

Luke Benson, der Bleiche und aus dem Jenseits Zurückgekehrte, ging durch das Treppenhaus, als hätte er nichts anderes getan, und wäre nie fort gewesen.

Er schritt mit einer Sicherheit über die Stufen, ohne sich dabei am Geländer festhalten zu müssen. Dieses alte Haus, in dem er als Lebender gewohnt hatte, zählte er auch jetzt noch mit zu seiner Heimat und beinahe schon zu seinem Eigentum.

Dieses Haus gehörte nicht ihm, aber seine Bewohner zählte er zu denjenigen Personen, die bald unter seinem Bann stehen würden.

Sie standen es schon, nur wußten sie es nicht.

Seine Magie war wie ein Gift, das lautlos heranschlich.

Benson verursachte keine Geräusche. Wie ein Gespenst schwebte er über die Stufen. Sein bleicher, nebelhafter Körper zitterte kaum merklich. Der Kopf, von innen leuchtend, stand über ihm wie eine schaurige Laterne. Bis zum Dachgeschoß ging er hoch, wo es noch dunkler war als in den übrigen Etagen. Dort blieb er vor einer schmalen Tür stehen.

Sein Blick fiel gegen das Namensschild.

Mandy Fox!

Hier war er richtig.

Er ging vor und durch die geschlossene Tür, als wäre diese überhaupt nicht vorhanden…

***

Seit zwei Tagen hatte Mandy nicht mehr gejobbt.

Das kam ihr sehr gelegen, da sie mal für einige Zeit richtig entspannen wollte.

Mit ihrer Dachwohnung war sie zwar nicht eben glücklich, doch es gab Menschen, die wesentlich mieser wohnten als sie. Wenn man die richtige Einstellung besaß, konnte man es zwischen den schrägen Wänden dort oben schon aushalten.

Eigentlich hatte die Wohnung nur aus einem Raum bestanden.

Das war früher gewesen, und als Wohnung hatte man den Raum auch nicht bezeichnen können. Eher als Speicher.

Der Besitzer des Hauses hatte ihn später zu einer Wohnung

umgebaut. Einfach eine Wand gezogen und somit Platz für eine Naßzelle geschaffen. Fertig und basta.

Die Naßzelle beherbergte die Dusche, die Toilette und das kleine Waschbecken. Es war darin sogar noch Platz für eine Mini-Waschmaschine vorhanden.

Um der Dunkelheit des Raumes zu entfliehen, hatte Mandy ihn weiß anstreichen lassen. Selbst die Balken unter der Decke besaßen eine weiße Farbe. Überhaupt liebte sie den hellen Ton. Deshalb bestanden auch die Möbel aus weißen Lack. Nur der schwarze Teppich in der Mitte gab einen harten Farbkontrast.

An diesem frühen Abend hatte sie die Fenster geöffnet. Mandy konnte sie so kippen, daß kein Regen in den Raum rann, wenn die Wolken wieder einmal weinten.

Unter dem Dach heizte sich die Luft bei Sonnenschein trotz guter Isolierung sehr rasch auf. Nicht so schnell kühlte es dagegen ab.

Durchzug wollte sie auch nicht machen, so lag Mandy auf der Couch unter dem Fenster. Sie war nur leicht bekleidet. Mit rotglänzenden Boxershort und einem hellen T-Shirt, das ihr knapp bis über den Nabel reichte. Unter dem Shirt trug sie nichts.

Auf Schuhe hatte sie ebenfalls verzichtet. Sie lag ausgestreckt auf der Couch, lauschte der Musik aus der Anlage und wippte hin und wieder mit dem rechten Fuß.

Ein Drink stand in der Nähe. Sie war noch jung, gerade Dreiundzwanzig. Ein herrliches Alter, wie sie fand. Da konnte sie die Männer einzeln um den Finger wickeln.

Mandy war schlank und gelenkig. Sie trainierte viel, denn sie konnte es sich bei ihrem Job nicht leisten, Fett anzusetzen. Den blonden Haarzopf hatte sie gelöst. Trotzdem fielen ihr die Strähnen nicht ins Gesicht. Sie waren einfach zu kurz.

Mandy dachte an Kyra Benson. Wie die Frau sie angesehen hatte, als sie zu ihr gegangen war, um sich Kaffee zu leihen, das grenzte beinahe schon an Haß.

Ob sie vielleicht ahnte, daß Mandy und Luke Benson etwas miteinander gehabt hatten?

Wohl kaum. Benson hatte seiner Frau gegenüber stets den Mund gehalten. Er war ein besonderer Mann gewesen, und er hatte auch nicht nur Mandy als Liebhaberin genossen. Zu anderen Hausbewohnern hatte er ebenfalls ein ungewöhnliches Verhältnis gehabt, ohne daß Kyra etwas davon mitbekommen hätte.

Jetzt war er tot. Mandy Fox aber erinnerte sich noch genau daran, daß er ihr versprochen hatte, zurückzukehren.

»Ich kenne einen Weg aus dem Jenseits«, hatte er ihr gesagt. »Ich kenne ihn genau…«

Sie hatte über seine Worte gelacht, laut und schallend. Dann nicht

mehr ganz so stark, schließlich nur noch gelächelt, aber auch das war ihr vergangen.

Sie erinnerte sich sehr genau daran, welch eine Persönlichkeit er gewesen war. Er kannte sich in Dingen aus, die anderen Menschen für immer verborgen blieben.

Was für den Normalbürger unverständlich und manchmal auch lächerlich klang, wirkte bei ihm ganz anders. Er sagte gewisse Dinge mit einem so großen Ernst, daß man sie ihm einfach glauben mußte.

Auch wenn er von Welten sprach, die jenseits des Sichtbaren lagen.

Dann war er gestorben.

Eine Virus-Infektion hatte ihn dahingerafft. Jedenfalls galt dies als offizielle Lesart.

Wer ihn näher gekannt hatte, wunderte sich darüber. So auch Mandy Fox. Sie wollte nicht glauben, daß ein Mensch wie er auf diese Art und Weise aus dem Leben geschieden war.

Nein, da steckte etwas anderes dahinter.

Nur auf seine Rückkehr wartete sie schon länger. Mandy hatte in der Zwischenzeit seine Frau beobachten können. Kyras Trauer hielt sich in Grenzen. Einige Male hatte sie mit anderen Hausbewohnern über ihren verstorbenen Mann gesprochen, ohne von seinem Verhältnis zu ihnen zu sprechen. Sie hatte stets so geredet, als wäre Luke nur kurz weggegangen, um sehr rasch wieder zurückzukommen.

Auch Kyra zählte zu den Eingeweihten. Nur hielt sie den Mund und gab keine Einzelheiten preis.

Mandy richtete sich auf. Die Kassette war durchgelaufen. Ein kühler Lufthauch drang durch das offene Fenster und streifte ihr Gesicht, auf der eine Schönheitscreme lag.

Über 30 Minuten hatte sie Zeit gehabt, ihre Wirkung zu zeigen.

Das reichte.

Mandy ging ins Bad, entnahm einer Box mehrere Tücher und reinigte ihr Gesicht über dem Waschbecken. Sehr sorgfältig tupfte sie die Creme ab, so daß die blanke Haut zum Vorschein kam. Danach bestrich sie das Gesicht mit einer feinen Seife und spülte den Schaum mit lauwarmen Wasser ab.

Sie tupfte die Haut trocken, fuhr mit der Bürste durch das kurze Haar, war fertig.

Als sie das kleine Bad verließ und in den Wohnraum treten wollte, zögerte sie.

Etwas hatte sich verändert!

Mandy spürte die Haut auf dem Rücken, wie sie sich zusammenzog. Sie konnte nicht jeden Winkel ihres Wohnraums von dieser Stelle aus überblickten, aber sie ging davon aus, daß nichts mehr so war wie zuvor. Zwar standen die Gegenstände an ihrem Platz, auch die Anlage lief nicht mehr, aber innerhalb der vier schrägen Wände lauerte etwas.

Ein Geist, eine Aura?

Am ganzen Körper zitternd, machte sie den ersten Schritt in das Zimmer hinein, sah dabei nach links – und bekam Herzklopfen.

In einer Ecke stand eine Gestalt, die mehr einem bleichen Nebelstreif glich, wäre nicht der helle, wie von innen erleuchtete Schädel gewesen.

Der Kopf, der so aussah wie eine Halloween-Maske, stand auf dem Nebelstreif, als hätte man ihn dort angeklebt. Die Gesichtszüge hatten sich verändert, sie waren auf irgendeine Art und Weise länger und gleichzeitig fleischiger geworden, aber Mandy erkannte trotzdem, wer diese Person war oder einmal gewesen war.

»Luke Benson…« Mandy verstand ihre eigene Stimme kaum, so schwach war sie geworden.

Der Kopf bewegte sich nickend. Dann erfolgte die Antwort. Auch sie war nurmehr ein Zischen, und Mandy mußte genau hinhören, um sie überhaupt verstehen zu können.

»Hatte ich dir nicht versprochen, daß ich zurückkommen würde, kleine Mandy…?«

»Ja, das hast du. Aber…«

»Kein Aber. Ich bin da!«

Mandy wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Sie stand steif auf der Stelle, hatte die Arme vor ihren Körper gebracht und die Hände ineinander verkrampft.

»Du… freust dich nicht?« erkundigte er sich. »Du bist überhaupt nicht erfreut über meinen Besuch …?«

Mandy holte tief Luft. »Ich… ich …«

»Nicht stottern, Kind. Habe ich dir nicht gesagt, daß ich zurückkehren werde?«

»Schon, aber… ich habe es nicht geglaubt.«

»Ich halte meine Versprechen immer«, wisperte er.

Mandy nickte heftig. »Das… das habe ich jetzt gesehen. Ich bin nur so überrascht.« Ein helles Lachen flog ihr entgegen. »Komm her zu mir, ich will, daß du kommst!«

»Und dann?«

»Kannst du dich nicht an die Zeiten erinnern, die hinter uns liegen? Weißt du nicht mehr, wie ich dich besucht habe und wie du es nicht erwarten konntest?«

»Das war in einem anderen Leben!« stieß sie hervor.

»Ich bitte dich«, zischelte der Bleiche. »Vor meinem Tod hast du mir zwar nicht die Treue geschworen, aber du hast mir erklärt, daß du immer zu mir halten würdest. Egal, was auch geschieht. Das solltest du in deinem Interesse nicht vergessen.«

Mandy hatte die Warnung durchaus verstanden. »Ich wußte nicht, daß sich alles tatsächlich so erfüllen würde. Es tut mir leid.«

»Mir aber nicht, Mandy. Wenn du dich weigerst, bin ich leider gezwungen, meine Macht auszuspielen. Ich habe Macht, wie du dir vorstellen kannst. Es ist mir gelungen, das Jenseits zu verlassen. Wer kann das von sich schon behaupten?«

Da hatte er recht. Okay, als er noch lebte, hatte ihn Mandy gern empfangen. Es hatte ihr sogar Spaß bereitet, Kyra Benson an der Nase herumzuführen.

Nun sah die Sache ganz anders aus. Sie wußte nicht einmal, ob sie es mit einem Menschen, einem Toten, einem Lebenden oder einem Zwischending zu tun hatte.

»Begrüße mich richtig!« forderte er, »umarme mich. Komm in meine Arme.«

Mandy wußte, daß sie ihm nicht entwischen konnte. Es blieb ihr einfach keine andere Chance. Als sie auf die Gestalt zuging, zitterten ihre Knie. Sie wirkte wie eine ferngesteuerte Puppe, die sich dem Nebelstreif mit dem leuchtenden Schädel näherte.

Sie kam näher und spürte ihn. Er strahlte etwas ab, das sie streifte.

Vielleicht war es auch sein Atem, der ihr entgegenblies, ihre Haut umwehte und zu vergleichen war mit einer kalten Watte.

In dem Gesicht des Mannes rührte sich nichts. In dem Schädel, der wie ein ausgehöhlter und erhellter Kohlkopf wirkte, schien das Böse zu wohnen.

Jetzt berührte sie ihn.

Die Kälte erfaßte auch ihren Körper. Sie sorgte dafür, daß sich ihre Haut zusammenzog. Vor ihr schien ein Kühlschrank zu stehen, und doch war es nicht die gleiche Kälte, die man von ihm her kannte. Diese hier kannte keine Grenze, sie blieb nicht allein auf der Haut, sie kam auch von innen und zog das Mädchen in den Bann des Bleichen.

Obwohl er keine Arme besaß, überkam Mandy der Eindruck, als wären seine Hände überall. Ein Dutzend schien er davon zu besitzen, und sie glitten über ihn hinweg wie tastende Schleier. Sie waren einfach überall. Selbst an ihren Ohren, in den blonden Haaren, sie strichen über die Stirn ebenso wie über die Augenbrauen.

Mandy atmete heftig. Den Kopf hielt sie zur Seite gedreht, weil sie nicht in das helle, maskenhaft starre Gesicht schauen wollte, das nicht mehr als eine starre Fratze war. In den Augenhöhlen glühten die Pupillen in einem stärkeren rot. Sie zeichneten die Umrisse so genau nach, als hätte ein Maler seinen feinen Pinsel geschwungen.

Sein Ausstrahlung war grausam, sie raubte dem Mädchen den Atem, und wieder erinnerte sie die Gestalt an das Versprechen, das sie vor deren Tod gegeben hatte.

»Du wolltest immer zu mir halten«, vernahm sie das scharfe Wispern. »Jetzt mußt du es beweisen.«

»Was soll ich denn tun?«

»Mir zeigen, wie sehr du mich magst. Du wirst…« Was er vorschlagen wollte, sprach er nicht mehr aus, weil etwas geschehen sein mußte, das ihn irritierte.

Er trat plötzlich einen Schritt zurück. Die Kälte entschwand. Sofort fühlte sich Mandy besser. Sie wunderte sich gleichzeitig über die Reaktion des Bleichen, der sich auf der Stelle drehte. Der Nebel, aus dem seine Gestalt bestand, geriet in kreisende Bewegungen, als wollte er sich in den Boden bohren. Gleichzeitig schüttelte Luke Benson unwillig seinen hellen Schädel.

Die nächste Frage zu stellen, kostete Mandy Fox Überwindung.

»Was hast du?«

»Etwas ist im Haus. Ich habe es gespürt. Es ist da. Es ist an meinem Spiegel…«

»Wieso?«

»Zeigt!« flüsterte er. »Zeigt, daß ihr zu mir haltet. Alle, die mich kennen, müssen das Beweisen.«

»Wie denn?« rief Mandy.

»Tötet diese Feinde!« befahl er.

Mandy Fox nickte…

***

Eine Etage unter ihr wohnte das Ehepaar Ruth und Jack Winslow.

Die Winslows gehörten zu den älteren Mietern. Jack hatte die Sechzig bereits überschritten, während Ruth erst 58 Jahre alt war. Als Beruf gab Mr. Winslow Pensionär an. Er hatte für die Stadt gearbeitet und erlebte nun seit einem Jahr seinen Ruhestand.

Ruth Winslow gehörte zu den Frauen, die auch in etwas reiferen Jahren noch Aktivitäten zeigte. Sie hielt auf ihre Figur und hatte zahlreiche Freundinnen, mit denen sie in den Turnverein ging.

Jack blieb am liebsten zu Hause. Er war ein Mensch, der schon am Morgen in die Glotzkiste schaute und sie erst am späten Abend ausschaltete. Im letzten Jahr hatte er Fett angesetzt. Zehn Kilo trug er mehr mit sich herum.

Auch an diesem Abend hockten die Winslows vor der Flimmerkiste. Der Film war uralt, gehörte in die glorreichen Zeiten Hollywoods und war schon einige Male gesendet worden.

Ruth, die aufgrund ihres blond gefärbten Haares und des kurzen Schnitts jünger aussah, schaute nicht hin. Sie strickte und freute sich darüber, daß Kühle in die Wohnung drang. Von der Straße her drangen kaum Verkehrsgeräusche zu ihnen hoch. Wer am Abend noch mit seinem Wagen fuhr, der wohnte auch hier.

Jack streckte die Beine aus und legte die Hände hinter seinen Nacken. Dann gähnte er.

Das fiel seiner Frau auf. »Wovon bist du nur so müde?« erkundigte

sie sich.
»Keine Ahnung.«
»Ich weiß es.«
»Ach ja?«
»Vom langen Starren in die Glotze. Es macht müde, immer auf dem Bildschirm zu schauen.«
»Woher weißt du das denn?« erkundigte er sich desinteressiert.
»Ich habe es gelesen. Es gibt Wissenschaftler, die sich damit beschäftigt haben. Sie stellten fest, daß…«
Er winkte ab. »Hör auf!«
»Davon willst du nie etwas wissen.«
»Genau.«
»Hast du vor, jeden Abend im Sommer vor der Glotze sitzend zu verbringen?«
Jack starrte gegen die Decke, die auch mal wieder hätte gestrichen werden müssen, wie er feststellte. »Nein, nicht jeden Abend. Wenn das Wetter besser wird, gehe ich nach draußen in den Hof.«
»Ohne oder mit?«
Er lachte. »Mit dem Apparat natürlich.«
»Auf so dumme Ideen kannst auch nur du kommen – ehrlich.«
Jack Winslow hob nur die Schultern und strich durch sein schütteres Haar. Er hatte keine Lust mehr, sich mit seiner Frau über das Thema zu unterhalten. Es war ihm einfach zu abgedroschen.
Zeit verging. Nach einer Viertelstunde wurde Jack Winslow so unruhig, daß es selbst seiner Frau auffiel. »Was hast du denn?«
»Ich weiß auch nicht.«
»Dann bleib still sitzen. Dein Wackeln irritiert mich.«
Er schwieg. Wieder vergingen einige Minuten. Plötzlich fragte er:
»Was hast du gesagt?«
Ruth drehte den Kopf. »Ich gesagt?«
»Ja, du hast etwas zu mir gesagt.«
»Das bildest du dir ein.«
»Nein!« protestierte Jack. »Auf keinen Fall. Du hast mich angesprochen, zum Teufel.«
Sie winkte ab und saß plötzlich steif. »Jack, jetzt hast du zu mir gesprochen.«
»Nein!« behauptete er.
Seine Frau bekam einen starren Blick. »Dann schalte bitte die verdammte Flimmerkiste aus!«
Winslow griff zur Fernbedienung und drückte den entsprechenden Knopf. Der Bildschirm nahm eine graue Farbe an.
Ruth hatte das Strickzeug sinken lassen. Etwas angespannt und steif saß sie im Sessel. Ihr Blick war auf den Apparat gerichtet, als könnte sie von dort die Lösung erfahren.

Alles blieb ruhig, bis zu dem Augenblick, als Jack zusammenzuckte und sogar aufsprang. Vor dem Sessel blieb er stehen.

Sein Bauch schob sich wie eine Halbkugel über den Hosenbund.

»Verflucht, verflucht, ich habe mich doch nicht getäuscht. Da hat jemand zu mir gesprochen. Ich bin kein Idiot, verflixt!«

»Und wer sollte geredet haben?«

»Ich war es nicht. Ich war es wirklich nicht.«

»Aber ich habe die Stimme gehört!« Er starrte seine Gattin schon wütend an.

Ruth rührte sich nicht. Sie lauschte. Ihr Mund hatte sich leicht geöffnet. Dann nickte sie. »Ich glaube, Jack, du hast recht. Auch ich höre eine Stimme. Aber… aber …«, sie stockte, »das ist nur ein Flüstern. Mehr nicht, verstehst du?«

»Klar. Genau wie bei mir!«

»Jemand will etwas von uns, Jack. Irgendeiner, der sich irgendwo versteckt hält.« Sie hob den rechten Arm, krümmte den Finger und drückte die Spitze gegen ihre Stirn. »Ich glaube auch zu wissen, wer sich da mit uns in Verbindung gesetzt hat.«

»Toll. Und wer?«

»Erinnere dich«, sprach sie flüsternd in den Raum hinein. »Erinnere dich genau. Er ist schon tot, aber er hat einmal hier im Haus gewohnt und uns fasziniert.«

Winslows Augen weiteten sich. Nervös strich er über sein schütteres Haar, dann lauschte er wieder nach innen und nickte plötzlich mehrmals hintereinander. »Jetzt weiß ich es. Ja, jetzt ist mir alles klargeworden. Ich kenne ihn.«

»Luke Benson!« stieß Jack aus.

»Genau!«

Wie auf Kommando drehte beide die Köpfe und schauten sich gegenseitig an. Ein jeder sah die Gänsehaut auf dem Gesicht des anderen. Die Winslows wußten auch, was das zu bedeuten hatte.

»Sein Versprechen!« hauchte Jack. »Er… er hat es wahrgemacht. Erinnerst du dich an die Szene kurz vor seinem Tod. Da hat er doch alle Leute zu sich gerufen, die im Haus wohnten. Zu uns besaß er eine besondere Beziehung.«

»Das hat er jedem gesagt.«

Winslow ließ sich nicht beirren. »Er wollte zurückkehren. Er wollte wieder zu uns kommen. Aus dem Jenseits zurück, das hat er uns fest versprochen.«

Ruth lachte. »So ein Unsinn! Aus dem Jenseits zurück! Das ist unmöglich. Wer oder was einmal gestorben ist, das bleibt tot, das sage ich dir.«

»Und die Stimme?«

»Bilden wir uns ein.«

Jack schüttelte den Kopf. »Dann müßten wir sie uns gleichzeitig eingebildet haben.«
»Na und?«
»Dafür finde ich keine Erklärung.«
»Für das andere auch nicht.« Ruth Winslow verzog das Gesicht, als hätte sie Schmerzen bekommen. Sie ging zum Fenster, stützte ihre Hände auf die Bank und nickte nach draußen hin, als wollte sie dort jemand begrüßen. »Ja, ja«, sagte sie in die feuchte Regenluft hinein. »Ja, wir hören dich, Luke…«
Auch Jack hatte die Worte verstanden. Mit der Handfläche rieb er über seinen Nacken, auf dem sich ein Schweißfilm gebildet hatte.
Wieder dachte er an das Versprechen des Luke Benson, der erklärt hatte, wieder zurückzukehren.
Sollte es jetzt soweit sein?
Ruth drehte sich um. Sie blickte ihren Mann an. Der wunderte sich über den Gesichtsausdruck, den er bei seiner Frau nicht kannte.
Die Züge waren hart geworden, der Blick zeigte ein Stechen. Die Lippen bildete nur mehr einen Strich. Sie hatte die Augen derart verdreht und schien den Stimmen zu lauschen, die aus dem Unsichtbaren in ihre Gedankenwelt einbrachen.
»Was hast du erfahren?« flüsterte Jack. »Sag es mir! Wie kommst du auf Luke?«
»Er hat mit mir gesprochen. Er will, daß wir ihm helfen.«
»Wo? Im Grab?«
»Unsinn. Er ist längst nicht mehr in seinem Grab. Er hat es verlassen und befindet sich in der Nähe. Nicht nur das. Er hat es geschafft, das Haus zu betreten.«
Jack erwiderte nichts. Seine Frau hatte mit einer sehr überzeugenden Stimme gesprochen, die keinen Widerspruch duldete.
Das alles war ihm zu Bewußtsein gekommen; und es gab für ihn auch keinen Grund, es abzustreiten.
»Was will er denn von uns?« erkundigte sich Jack. »Kannst du ihn verstehen?«
»Natürlich.«
»Und?«
Ruth hob die Schultern. »Er hat mich an die alten Zeiten erinnert und auch an die Versprechen. Wir und die anderen waren doch bei ihm, bevor er starb. Und wir haben ihm erklärt, daß wir immer für ihn da sein werden.«
»Das hat doch keiner so recht ernst genommen. Versprechen, die man einem schon fast Toten gibt, sind keine.«
»Wenn du dich da nicht mal irrst«, flüsterte Ruth. »Vertue dich nicht, Jack. Versprochen ist versprochen. Er hat mich daran erinnert. Er kehrte zurück, aber er spürte gleichzeitig, daß er Hilfe benötigt. Er ist

von Feinden umgeben.«

Jack überlegte. »Feinde? Welche Feinde? Die aus dem Jenseits? Die Seele etwa?«

»Nein, das Jenseits hat er verlassen. Er befindet sich im Haus. Er will, daß wir unsere Versprechen einhalten.«

»Wie denn?«

»Wir müssen uns um seine Feinde kümmern.«

»Aha. Und wo finden wir die?«

»Hier im Haus, in seiner Wohnung. Bei Kyra Benson, die auch Bescheid weiß.«

»Ja, wir gehen hin und…«

»Töten!« sagte Ruth hart. »Wir müssen zu Kyra gehen und seine Feinde vernichten. Das hat er uns aufgetragen, daran werden wir uns auch halten. Denk an das Versprechen.«

Jack Winslow war kreidebleich geworden. Er glaubte, sich verhört zu haben, wagte jedoch nicht, noch einmal nachzufragen und nahm die Worte kommentarlos hin. Er tat auch nichts, als seine Frau mit steif wirkenden Schritten in Richtung Tür ging und das Zimmer verließ. Sie schlug den Weg zur Küche ein, wo sie abermals eine Tür öffnete und sie nicht schloß, denn Jack hörte, wie sie in der Küche herumhantierte. Zumindest hatte sie eine Schublade aufgezogen.

Es dauerte etwas, bis sie wieder den Weg zurückfand. In der Zwischenzeit hatte sich Jack Winslow nicht von der Stelle gerührt und nur nachgedacht. Als seine Frau zu ihm zurückkehrte, da wußte er, daß es ernst werden würde.

Sie hatte sich bewaffnet. In einer Hand hielt sie ein kleines Beil. Es besaß einen normalen Holzgriff und eine rot angemalte Klinge.

Benutzt worden war es noch nicht.

Jack senkte den Kopf und starrte das Beil an. »Was… was willst du denn damit?«

»Er hat gesagt, daß wir ihn verteidigen sollen, und daran werde ich mich halten.«

Jack schluckte. »Mit einer Waffe?«

»So ist es.«

»Wer die Waffe in die Hand nimmt, Ruth, der muß auch bereit sein, sie zu benutzen.«

»Ich habe vor, mein Versprechen einzulösen«, erwiderte sie mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete. »Ich werde alles tun, das kann ich dir versprechen.«

Winslow wischte über sein Gesicht, das einen Schauer bekommen hatte. »Dann willst du auch töten?«

Sie nickte ihm zu. »Wenn es sein muß, auch das. Vergiß nicht, wie stark jemand ist, der die Grenzen vom Jenseits in unsere Welt überwunden hat. Uns kann nichts passieren, da wir unter seinem

Schutz stehen, auf den ich voll und ganz vertraue.«

Jack Winslow wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Er kam sich vor, als würde er nicht in diese Wohnung gehören. Er stand da und glaubte, neben sich selbst zu stehen. »Ich begreife das nicht. Ich kann es einfach nicht fassen.«

»Hast du seine Botschaft nicht vernommen?«

»Ja, schon, aber längst nicht so stark. Immer nur sehr schwach. Mehr ein Hauch in meinem Kopf.«

»Der muß ausreichen. Komm jetzt!« Ruth hatte mit einer Stimme gesprochen, die keinen Widerspruch duldete. Sie drehte ihrem Mann den Rücken zu und wollte das Zimmer abermals verlassen.

Er starrte ihr nach. Ruth trug eine weiße Bluse ohne Ärmel und dazu einen schwarzen, sehr leichten Rock. Auf Strümpfe hatte sie verzichtet. Die weichen Sohlen der Schuhe schluckten die Geräusche.

An der Tür drehte sie sich noch einmal um. »Willst du wirklich nicht mitkommen, Jack?«

Noch zögerte er. Doch er spürte plötzlich den Drang in seinem Kopf. Ein anderer hatte sich in seine Gedankenwelt eingeschaltet und auch seinen Willen übernommen. Er hörte sogar eine Stimme, nur mehr eine gedankliche Botschaft. Trotzdem verstand er, wer sie ihm überbracht hatte.

Der Tote…

›Willst du mich enttäuschen, Jack?‹

»Nein«, sagte er sofort. »Ich werde dich nicht enttäuschen. Auf keinen Fall. Nein!«

Dann ging er.

Seine Frau lächelte und nickte ihm zu. An der Wohnungstür trafen die beiden wieder zusammen. Jack war es, der öffnete und einen vorsichtigen Blick in den Hausflur warf.

Soweit er sehen konnte, war er leer. Sie mußten nach unten gehen.

Die Bensons hatten in der ersten Etage gewohnt. »Die Luft ist rein!« hauchte Jack seiner Frau zu.

»Wunderbar, dann kannst du ja gehen.«

Er überstieg die Schwelle. Der Wohnungstürschlüssel steckte in seiner rechten Hosentasche. So leise wie möglich zog er die Tür ins Schloß. Das Schnacken erreichte kaum seine Ohren.

Ruth war schon bis zur Treppe vorgegangen. Dort wartete sie auf ihren Mann und streckte ihm das kleine Beil entgegen. »Willst du es an dich nehmen?«

»Nein, ich…«

»Du hast mehr Kraft. Vielleicht müssen wir sogar die Tür auframmen, verstehst du?«

»Wenn du meinst.« Er nahm das kleine Beil an sich. Zwischen Griff und Handfläche spürte er den glatten Schweiß. Da hörten sie die

Schritte. Sehr leise gesetzt, dennoch wußten sie, woher sie kamen.

Zugleich drehten sie sich. Ihre Blicke glitten die Treppe hoch, die zur nächsten Etage führte. Am Absatz erschien eine Gestalt. Es war die Mieterin Mandy Fox. Ihre rote Boxerhose schimmerte selbst in der Düsternis des Treppenhauses. Sie ging mit staksigen Schritten und besaß einen Gesichtausdruck, der dem Ehepaar Winslow alles sagte.

»Sie auch?« fragte Ruth.

Mandy nickte nur…

***

Ich war gefallen, Kyra Benson ebenfalls, und mein Kreuz hatte Kontakt mit der Oberfläche des ungewöhnlichen Spiegels bekommen.

Zwei Magien waren zusammengestoßen. Zwei Kräfte der unterschiedlichsten Art und Weise.

Gut und Böse?

Ich wußte es nicht. Zudem hatte ich keine Zeit, mir darüber Gedanken zu machen, denn auf der Spiegelfläche veränderte sich etwas. Nicht allein dort, die gesamte Umgebung kam mir vor, als würde sie plötzlich aus Wolken und Schlieren bestehen.

In ein Wasser kann man eintauchen. In den Eingang eines transzendentalen Tores ebenfalls, und nichts anderes war die Spiegelfläche letztendlich auch. Aber das Eintauchen in einen See oder ein Meer sieht anders aus. Da schwappen Wellen zusammen und verdecken und versuchen, einen Menschen in die Tiefe zu zerren.

Hier schwebten wir.

Weiterhin umgeben von Dingen, für die ich keine Erklärung hatte.

Waren es Wolken, waren es Schlieren oder lange Arme, die sich immer stärker ausbreiteten um alles von uns erwischen zu können?

Oder war es der Weg, den jeder Tote, den jede Seele gehen mußte, um in andere Sphären zu gelangen, weil sie in eine höhere Ebene gelangen wollte?

Meine Gedanken verlöschten, weil ich auch Kyra Benson sah, die die Reise mitmachte.

Sie befand sich in meiner Nähe. Zum Greifen nahe schimmerte ihr Gesicht. Ich hatte es noch aus dem Zimmer in sehr guter Erinnerung. Doch auf dieser Reise durch den Spiegel und beim Hineintauchen in andere Dimensionen hatte es sich verändert.

Die Züge erschienen mir so, als wären sie ausgelaufen. Puddinghaft und ungewöhnlich breit. Auch die Form der Augen hatte sich verändert. Sie waren zu Schlitzen auseinandergezogen worden, das gleiche war mit dem Mund geschehen, nur stand er offen, wie bei einer Person, die kurz vor dem Ertrinken steht und noch verzweifelt nach Luft schnappt.

War es Angst oder ein anderes Gefühl? Sah ich ebenfalls so aus wie

diese Frau?

Ich konnte mich selbst nicht erkennen, obwohl ich durch den Spiegel trieb, dessen Fläche keinen Boden besaß. Es gab einfach kein Ende. Er hatte uns geschluckt wie ein Sog.

Trieben wir ab? Glitten wir endgültig hinein in die Dimensionen, für die auch ich keine Erklärung wußte?

Ich hob den Kopf an und drehte ihn gleichzeitig etwas nach rechts. Diese Bewegung fiel mir ungemein schwer. Sirup und Algen schienen meinen Hals zu umklammern und mich zurückhalten zu wollen. Der Druck konzentrierte sich nicht allein auf eine Stelle am Körper, er hielt mich umfangen wie die Backen einer riesigen Zange.

Ich fiel und blieb trotzdem auf der Stelle. Es war ein Gefühl, das ich nicht beschreiben konnte. Ein leichtes Ziehen und Zerren, ein Hineingleiten in unbekannte und auch unerklärliche Phänomene, in denen sich irgendwo ein Ziel verbarg.

Es gelang mir, nach unten zu schauen, wo sich meine Hände befanden. Ich stützte sie ab, trotzdem sah es so aus, als würden sie ins Leere greifen.

Da gab es einen Widerstand, wo sichtbar keiner existierte. Paradoxa waren in diesem Zwischenreich zur Realität geworden. Alles hatte sich verändert. Ich kam mir vor, als wären Welten dabei, mich allmählich zu verschlingen.

Wir sanken…

Mein Blick fiel auf das Kreuz. Es lag wie erstarrt in meiner Hand, als wäre es festgefroren. Kein Schimmern und Strahlen zeigte an, welche Kräfte in ihm wohnten. Dennoch vertraute ich darauf. Wenn wir in einer Dimension landeten, in denen sich die Gefahren häuften, war es meine einzige Waffe, um mich wirksam verteidigen zu können.

Aber wie kamen wir wieder zurück?

Diese bange Frage bohrte sich in meinen Hinterkopf. Eine Antwort darauf konnte ich nicht geben.

Kyra Benson und ich konnten uns als Gefangene der Zeit oder der Dimensionen betrachten…

***

Das Ehepaar Winslow blieb stehen und schaute der die Treppe hinabsteigenden Mandy Fox entgegen. Sie ging, als wäre sie von irgendwelchen Schnüren gehalten. Eine Hand lag auf dem Geländer.

Ihre Handfläche rutschte dabei leicht nach unten und bewegte sich mit jedem Schritt und jeder Stufe, die sie zurücklegte.

Das Gesicht zeigte eine ungewöhnliche Starrheit. Im Licht der Flurbeleuchtung hatte es einen rötlichen Schein bekommen, der es zudem nicht schaffte, von der linken Seite die düsteren Schatten zu vertreiben, die sich bis zu den Augen hingezogen hatten.

Auf der letzten Stufe blieb sie stehen. Noch erhöht im Vergleich zu den Winslows. Sie mußte den Kopf senken, um das ältere Ehepaar anschauen zu können.
Das Flurlicht verlöschte.
Nur mehr schattenhaft waren die drei Gestalten zu erkennen. Wie Gespenster, die sich aus dem Boden erhoben hatten und auf ein bestimmtes Ereignis warteten.
Winslow fand als erster die Sprache wieder. Er formulierte seine Frage flüsternd. »Haben Sie… haben Sie auch zu ihm gehört, Mandy?«
»Ja«, gab sie ebenso leise zurück. »Er und ich haben uns gefunden. Wir beide spürten, daß wir zusammengehören. Wir waren Verbündete und mehr, du verstehst?«
Sie duzte die Winslows kurzerhand, was diese nicht störte.
»Warst du die Geliebte von ihm?« fragte Ruth.
Mandy nickte.
»Dann weißt du Bescheid?«
»Und ob!« hauchte Mandy.
Jack wollte es genau wissen.
»Braucht unser gemeinsamer Freund tatsächlich Hilfe?«
Mandy überlegte. Sie hob die Schultern, als würde sie frösteln, dann nickte sie. »Ja, ich meine es.«
Jack schaute auf das Beil. Er umklammerte den Griff härter. »Wer könnte ihm denn etwas antun wollen?«
»Fremde, die nicht in dieses Haus hier gehören. Es sind Personen, die einfach gekommen sind.«
»Woher wußten Sie von ihm?«
»Wir wissen es nicht«, flüsterte Ruth. »Eigentlich hätte alles unser Geheimnis bleiben müssen.«
»Ja, hätte.« Mandy schielte auf die Wohnungstür neben den beiden Winslows. »Es ist aber nicht so. Gibt es noch andere Mieter, die uns unterstützen können?«
»Wir wissen es nicht«, erwiderte Jack. »Wir wußten auch nicht, daß du seine Geliebte gewesen bist.« Er lachte leise und freudlos.
»Wußte es denn seine Frau?«
»Nein, Kyra hat nichts gesagt.« Sie runzelte die Stirn. »Vielleicht hat sie etwas geahnt, das ist auch alles.«
»Hast du ihn denn gesehen?« fragte Ruth, als ihr Mann wieder das Licht angeknipst hatte.
Mandy nickte, drehte sich auf der Stufe und deutete die Treppe hoch. »Er ist zu mir gekommen.«
»Was?« Beide wanderten, sich. Erstaunen zeichnete ihre Gesichter. »Wie sieht er aus.«
Mandy hob die Schultern. »Du wirst dich möglicherweise vor ihm erschrecken, Ruth. Er ist anders geworden. Sein Kopf leuchtet…«

»Wieso?«
»Von innen her leuchtet er. Das Licht dringt auch durch die Augen. Man sieht Adern, er ist so anders. Ich kann ihn nicht beschreiben.«
»Und sein Körper?« hauchte Jack, während seine Frau die Stufen hochschaute, als müßte der Bleiche dort jeden Moment erscheinen.
»Auch er ist vorhanden, aber anders, als ihr denkt. Ihr müßt wirklich alles vergessen, wenn ihr ihm gegenübersteht. Ihr müßt ihn so nehmen, wie er ist. Toleranz heißt das Gebot der Stunde. Er hat dieses Haus wieder übernommen, so wie früher. Und er hat mich daran erinnert, mein Versprechen einzuhalten.«
»Uns auch«, gaben die beiden zu.
»Dann können wir jetzt gehen«, sagte Mandy und ließ die letzte Stufe hinter sich.
Die Winslows hatten nichts dagegen. Die wußten auch, welchen Weg sie einzuschlagen hatten. Es war die Wohnung der Bensons, die auf ihrer Zielliste stand.
Sehr langsam bewegten sie sich durch den Flur. Hintereinander schritten sie die Treppe hinab. Jack Winslow hatte die Führung übernommen. Seine rechte Hand lag auf dem Geländer, in der linken hielt er das kleine Beil. Bei jedem Schritt pendelte es hin und her.
Mandy, die am Schluß der kleinen Gruppe ging, fragte über Ruths Kopf hinweg: »Willst du seine Feinde mit diesem Beil töten?«
»Wenn es sein muß.«
»Das ist gut.« Sie hatten den nächsten Absatz erreicht. Das Licht war wieder verloschen. Ruth schaltete es ein. Sie und ihr Mann sahen, wie Mandy den Saum ihres knappen Oberteils anhob. Ein Streifen nackter Haut wurde sichtbar, aber auch ein schwarzer Gegenstand, der vom Gummirand der Boxerhose gehalten wurde.
Es war eine Pistole!
Die Winslows starrten die Waffe an, als Mandy sie hervorzog und dabei noch lächelte. »Auch ich bin nicht ohne Waffe gekommen«, sagte sie leise.
»Ist die scharf?« fragte Winslow.
»Ja, auch wenn es nur eine Gaspistole ist.«
Ruth kicherte. »Das macht doch nichts. Aus kurzer Entfernung ist sie hervorragend.«
»Meine ich auch.«
Sie gingen weiter. Es war nur mehr ein kurzes Stück, bis zur Wohnungstür der Bensons.
Ruth starrte das Namensschild an, als würde sie es zum erstenmal richtig sehen.
Ihr Mann drehte das Beil. Er hielt den Griff jetzt am unteren Ende fest. Mit dem oberen aber pochte er gegen das Holz der Tür. Wer immer sich in der Wohnung aufhielt, sollte merken, daß er nicht allein

war…

***

Suko war zurückgesprungen, als er sah, daß Kyra Benson seinen Freund angriff und beide auf den Spiegel fielen.

Eigentlich hätte er durch den Druck der Körper splittern müssen, doch die Fläche hielt. Sie zeigte nicht einmal Risse, sondern federte noch auf eine bestimmte Art und Weise nach, als die beiden Körper sie berührten. Auch Johns Kreuz bekam den Kontakt mit dieser anderen Magie, doch es zerstörte den Spiegel nicht.

Es sorgte dafür, daß sich die Fläche wellig ausbreitete und gleichzeitig wie ein Sumpf wirkte, der alles verschlang, was von außen oder oben gegen ihn drückte.

So geschah es auch mit John Sinclair und Kyra Benson. Gemeinsam sanken sie ein, und es gab nichts, an dem sie sich hätten festhalten können. Der Spiegel nahm sie auf.

Suko hätte versuchen können, mit der Dämonenpeitsche zu schlagen, und deren Magie gegen die Kraft des Spiegels zu setzen.

Das ließ er bleiben, weil er nicht wußte, ob er den beiden dadurch mehr schadete.

So konnte er nur zuschauen, wie sie ihre Reise in eine Dimension begannen, die für Suko nicht sichtbar war. Sichtbar blieben allein John Sinclair und Kyra Benson.

Sie trieben ab…

Es war so, als würden sie von gewaltigen Händen geschoben und gleichzeitig gedrückt. Die Tiefe des Spiegels schluckte sie, aber sie verkleinerte die Körper kaum.

Für Suko blieben sie stets sichtbar, wenn auch nicht so klar, sondern verschwommen, als würden leichte Nebelschlieren über die Treibenden hinwegwehen.

Der Inspektor hatte einen trockenen Hals bekommen. Ihm war mittlerweile klargeworden, daß Ella Freeland recht behalten hatte.

Luke Benson mußte einen Weg gefunden haben, vom Jenseits ins Diesseits zu gelangen. Und dies war eben durch den Spiegel geschehen.

John Sinclair und Kyra Benson aber waren den umgekehrten Weg gegangen. Gab es trotzdem noch ein Zurück für sie?

Doch, das mußte es geben. Schließlich hatte es Luke Benson auch geschafft, als Gast aus dem Jenseits die Grenzen zu überwinden und das Diesseits zu betreten.

Nur war ihm der Weg bekannt, während John ihn möglicherweise noch suchen mußte.

Es war schlimm für Suko, diese Szene mit ansehen zu müssen. Er bückte sich und riskierte es, seine Hand auf die Spiegelfläche zu legen.

Vielleicht tauchte sie auch ein.
Nein, bei ihm war der Widerstand vorhanden und blieb auch bestehen. Keine harte Fläche, mehr eine weiche, knetgummiartige Masse, die von unten her gegen seine Handfläche drückte. Für ihn war die Fläche ein verschlossenes Tor, für das jemand den richtigen Schlüssel brauchte, um es öffnen zu können.
Wahrscheinlich war es bei John Sinclair, das Kreuz gewesen, das ihm diesen Weg gewiesen hatte.
Durch die Nase holte Suko Luft. Der Raum kam ihm plötzlich so eng vor wie ein Gefängnis. Durch das Fenster sickerte nur noch wenig Tageslicht. Allmählich breitete sich die Dunkelheit über London aus. Um sehen zu können, mußten Lampen eingeschaltet werden.
Unter der Decke hing eine Leuchte. Die Birne wurde von einer weißen, milchigen Schale verdeckt. Suko sah auch den schwarzen Schalter neben der Tür an der Wand.
Er ging hin und berührte ihn bereits mit den Fingern, als er die dumpfen Laute hörte.
Suko ließ das Licht ausgeschaltet. Er war nicht direkt zusammengeschreckt, aber das dumpfe Hämmern hatte ihn doch irritiert. Wenn ihn nicht alles täuschte, mußte es an der Wohnungstür aufgeklungen sein.
Wer begehrte Einlaß?
Ein Freund der Familie – oder ein Feind?
Suko schluckte und räusperte sich kurz danach. Als er sich auf den Weg zur Tür machte, ging er auf leisen Sohlen. Im Flur hörte er das Pochen wieder. Es klang jetzt lauter, und er wußte, daß derjenige irgendeinen Gegenstand in der Hand hielt.
Einen Schritt vor der Tür blieb er stehen. Die Schläge waren verstummt. Dafür vernahm er wispernde Stimme. Also waren es mehrere Personen, die im Flur warteten.
Eine Männerstimme forderte ihn auf, endlich zu öffnen. Suko hatte die Stimme noch nie zuvor gehört und fragte: »Wer sind Sie?«
»Machen Sie auf!«
»Okay, erst will ich wissen, wer Sie sind, Mister?«
»Ein Nachbar.«
»Schon besser. Und die anderen Personen, die bei Ihnen sind?«
»Auch Nachbarn.«
Die Antwort war zu spontan erklungen, um nicht echt zu sein.
»Es ist gut«, sagte Suko, »ich habe verstanden. Jetzt möchte ich nur noch wissen, was Sie von Mrs. Benson wollen.«
»Das werden wir Ihnen nicht sagen.« Diesmal sprach eine Frau.
Am Klang der Stimme erkannte Suko, daß es sich bei ihr um eine ältere Person handeln mußte.
»Tut mir leid für Sie«, sagte Suko. »Aber Mrs. Benson möchte nicht

gestört werden.«

»Das soll sie uns selbst sagen.«

»Sie schläft.«

Sukos Antwort hatte die Menschen hinter der Tür so überrascht, daß sie zunächst nichts sagen konnten. Dann griff Mandy Fox ein.

Abermals hörte Suko eine neue Stimme. »Wir glauben Ihnen nicht, Mister. Sie sind in die Wohnung der Bensons eingedrungen und wollen…«

»Ich bin Polizist!«

Auch das nahmen sie ihm nicht ab. Sehr deutlich hörte Suko das hämische Lachen.

»Beweisen Sie es.«

»Nein, mein Wort muß Ihnen genügen.« Suko sah keinen Grund, den Ausweis durch die Türritzen zu schieben. Gut, er hätte öffnen können, doch er wollte keinen Fremden in die Wohnung hereinlassen. Zudem sagte ihm ein Gefühl, daß diese Personen so unwissend, wie sie taten, nicht waren.

Sie mußten ein Motiv haben, weil sie die Wohnung betreten wollten.

»Sie lassen uns also nicht hinein?« rief die ältere Frau. Ihre Stimme klang schon wütend.

»So ist es.«

»Dann ist es Ihr Fehler!« Diesmal hatte der Mann gesprochen, und er handelte auch.

Suko sprang unwillkürlich zurück, als er plötzlich die dumpfen Schläge vernahm. Dabei blieb es nicht, denn gleichzeitig splitterte das Holz.

Wer immer geschlagen haben mochte, mußte sich mit einem schweren Gegenstand bewaffnet haben.

Und die Schläge verstummten nicht. Sie wuchteten von außen gegen die Tür und brachten die gesamte Fläche zum Zittern. Das Vibrieren pflanzte sich bis unter den Holm fort, dann entstand im Holz ein Spalt, und erste Splitter segelten Suko entgegen.

Sie hatten es mit Gewalt versucht, und sie ließen sich auch weiterhin nicht beirren.

Einer schlug mit der Axt. Suko erkannte die Waffenschneide, als sie das Holz durchhämmerte. Sie war sehr scharf, glänzte bläulich, besaß aber ansonsten einen roten Anstrich.

Nicht nur die Axt wollte den Weg freihämmern. Es waren auch Fäuste da, die vor das Holz droschen und verbissen versuchten, die Tür zu zerstören.

Suko hätte die Menschen aufhalten können. Vielleicht hätte sogar ein Warnschuß gereicht. Daß er es nicht tat, lag einzig und allein daran, daß er erfahren wollte, was diese Gruppe vorhatte. Sie mußte irgend etwas im Schilde führen, das mit den Bensons zusammenhing.

Möglicherweise war sie auch über Luke Bensons Schicksal informiert.

So wartete er in einer genügenden Distanz ab, wo er nicht von umherfliegenden Holzteilen erwischt werden konnte.

Die jagten reihenweise auf ihn zu. Zwei Frauen feuerten den Mann an, der mit seiner Axt einen genügend großen Zwischenraum geschaffen hatte, um hindurchzuklettern.

Suko wunderte sich nur darüber, daß andere Hausbewohner nicht aufmerksam geworden waren und versucht hatten, dem Treiben Einhalt zu gebieten. So hämmerte dieser Mensch brutal weiter, bis ihm die Lücke groß genug erschien, um hindurchzusteigen.

Mit der Schulter räumte er noch einige Reststücke zur Seite. Suko ließ ihn kommen und beobachtete ihn genau. Er hatte das Flurlicht eingeschaltet, in dessen Schein der ältere Mann trat. In seinen Augen stand ein Ausdruck, der dem Inspektor überhaupt nicht gefiel. Suko glaubte Fanatismus darin erkennen zu können.

Eine ältere Person folgte ihm, wahrscheinlich seine Frau. Zuletzt kletterte ein noch relativ junges Mädchen in roten Shorts durch die Lücke. Ein Splitter stieß dabei in ihren linken Oberschenkel, was sie nicht kümmerte. Als sie es geschafft hatte, rann aus der Wunde Blut.

Dann standen sie im Flur, gingen aber nicht weiter, denn sie schauten in das dunkle Loch der Beretta-Mündung. Suko hielt die Waffe in der Hand und nickte ihnen zu.

»Tut mir leid«, sagte er, »aber bitte nicht auf diese Art und Weise. Dagegen bin ich allergisch.«

Sie sprachen kein Wort. Nur ihre Blicke fraßen sich an der Waffe fest. Angst zeigten sie auch nicht. Nur eine gewisse Unruhe, wie Suko festzustellen glaubte.

»Eine wirklich außergewöhnliche Nachbarschaft«, sagte er und lächelte kalt. »Besuchen Sie so immer die Bensons? Oder war das die Ausnahme?«

Er bekam keine Antwort. Die so unterschiedlichen Menschen wirkten trotzdem wie eine verschworene Gemeinschaft. Sie standen so dicht nebeneinander, daß sie sich mit den Armen und Schultern berührten. Ihre Gesichter waren ausdruckslos. Suko konnte nicht einmal raten, womit sich ihre Gedanken beschäftigten.

Der Mann war von den beiden Frauen in die Mitte genommen worden. Er machte eigentlich einen harmlosen Eindruck. Nur gefiel Suko das Beil nicht, das er nach wie vor in der Hand hielt.

»Mister, ich weiß nicht, wie Sie heißen, aber auch Unbekannte mag ich nicht, die Waffen tragen die mir persönlich nicht gefallen. Werfen Sie das Beil weg!«

»Und wenn nicht?«

»Schieße ich es Ihnen aus der Hand!« Suko hatte die Antwort ruhig gegeben. Möglicherweise lag es an dieser ruhigen Überlegenheit, daß

Jack Winslow das Beil fallen ließ.
Es landete vor seinen Füßen. Das war Suko nicht genug. »Stoßen Sie es weg!«
Ein Fußtritt schleuderte die Schlagwaffe bis in Sukos Nähe. Er bückte sich und behielt die Mündung nach wie vor auf die drei Fremden berichtet. Dann steckte er das Beil in den Gürtel. »So«, sagte er, »wir könnten uns eigentlich wie vernünftige Menschen unterhalten – oder?«
Die Blonde lachte. »Das sagen Sie. Was ist mit Ihrer Kanone?«
»Keine Sorge, die stecke ich weg.« Suko ließ die Beretta verschwinden. Die drei vor ihm atmeten auf. Er selbst versperrte den Weg in das Spiegelzimmer. Suko ging davon aus, daß die Nachbarn nur gekommen waren, um das Zimmer zu betreten. Seiner Meinung nach wußten sie über die Verhältnisse bei den Bensons Bescheid. Er konnte sich nur keinen Reim darauf machen, in welcher Beziehung sie mit dem Ehepaar standen.
Aber sie hatten es eilig. Die ältere Frau stellte die erste Frage: »Wo finden wir Kyrä Benson?«
Suko lachte. »Eine wirklich gute Frage. Leider kenne ich die Antwort auch nicht.«
»Aber sie war hier.«
»Sie *war* hier. Jetzt ist sie nicht mehr da.«
»Das glauben wir Ihnen nicht«, sagte die Blonde. »Wir wollen die Wohnung durchsuchen. Wenn wir Ihre Leiche finden, sind Sie der Mörder, Mister!«
Suko lächelte süffisant. »Sie werden keine Leiche finden. Mir ist nur unklar, weshalb Sie die Wohnungstür aufgebrochen haben.«
»Weil Sie uns nicht hineinließen«, sagte Ruth.
»Ich hatte meine Gründe.«
»Sie sind ein Verbrecher!«
»Nein, Polizist, wie ich Ihnen schon erklärte.« Um seine Behauptung zu unterstreichen, zückte Suko seinen Dienstausweis.
»Und was haben Sie hier gewollt?« fragte Mandy Fox leise. »Sie sind doch nicht ohne Grund…«
»Das brauche ich Ihnen nicht zu erklären. Kyra Benson hat mich gerufen. Reicht Ihnen das?«
»Nein.«
»Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen. Ich möchte Sie jetzt bitten, die Wohnung zu verlassen. Es wäre wirklich am besten. Hier haben Sie nichts zu suchen.«
»Sie aber auch nicht!« fuhr Ruth den Inspektor an. »Ich weiß nicht, was Sie bei…«
»Gehen Sie!«
Die drei Personen schauten einander an. Es sah so aus, als müßten sie

erst noch darüber nachdenken. Dann sagte Jack Winslow: »Sie verschweigen uns etwas, Mister. Sie verschweigen uns eine ganze Menge!«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Wir kennen die Bensons. Wir waren mit Ihnen befreundet. Wir haben zusammen gefeiert und gemeinsam gelitten. Deshalb wissen wir sehr genau über sie Bescheid. Hier stimmt einiges nicht.«

»Ist es so ungewöhnlich, daß am Abend jemand wegfährt?« fragte der Inspektor.

»Kyra ist nie weggefahren. Sie blieb immer im Hause. Sie war am Abend nur in der Wohnung.«

Suko schaute Mandy Fox an. »Woher wissen Sie das denn?«

»Weil wir sie gut kannten. Ich bin davon überzeugt, daß sie auch jetzt in irgendeinem Zimmer hockt und sich nicht bewegen kann, weil Sie als Polizist…«

»Nein!«

»Doch!« Mandy trat wild mit dem rechten Fuß auf. Dann tat sie etwas, was selbst Suko überraschte. Sie ging plötzlich auf ihn zu, ohne sich darum zu kümmern, was er angeordnet hatte.

»He, Sie…«

»Laß mich durch, Bulle!« Mandy war derart wütend, daß sie seinen ausgestreckten Arm zur Seite schlug. Fast hätte sie es geschafft, an Suko vorbeizukommen.

Der Inspektor faßte nach und erwischte sie an der Schulter. Hart drehte er sie herum.

Darauf hatte Mandy Fox nur gewartet. In der Bewegung zuckte ihre rechte Hand dorthin, wo die Waffe steckte. Suko sah dies zwar, rechnete aber nicht mit einem Angriff.

Bitter wurde er enttäuscht.

Mandy riß die Hand mit der Pistole hoch, deren Mündung plötzlich dicht vor Sukos Gesicht erschien.

Eiskalt drückte sie ab.

Suko hatte nicht erkennen können, daß es sich dabei um eine Gaspistole handelte. Er duckte sich noch, wäre aber zu spät gekommen.

Eine Kugel wäre noch schneller gewesen als das Gas. Das wehte Suko wie ein Nebel entgegen. Die Wolke sprühte vor seinem Gesicht auf, drang in Mund und Nase und raubte ihm den Atem.

Suko sah noch das Gesicht hinter der Wolke. Es verschwamm zu einer teigigen Masse.

Gleichzeitig gaben seine Beine nach…

***

Der Bleiche war oben in Mandy Fox' Zimmer geblieben. Er hatte sie

gehenlassen, denn er wußte genau, daß sie alles in seinem Sinne erledigen würde.

Es gefiel ihm, Macht über die Menschen zu besitzen. Wer es schaffte, das Jenseits zu verlassen, für den bedeuteten die Menschen kein Problem.

Trotzdem gab es Probleme!

Luke Benson hatte gespürt, daß etwas geschehen war. In seiner alten Wohnung, sogar in seinem Raum. Dort waren Kräfte eingedrungen, die er nicht mochte, die er sogar haßte, weil sie auf der anderen Seite standen und ihm Böses wollten.

Menschen, die eine Gefahr darstellten. Sie waren mächtig, denn sie besaßen Waffen, die ihm persönlich nicht geheuer waren. Er stand ständig mit dem Spiegel in einem gewissen Kontakt. Deshalb spürte er auch die Gefahr, die ihm drohte.

Jemand war erschienen, um den Weg ins Jenseits zu zerstören.

Was konnte er tun?

Zunächst hatte er Mandy losgeschickt und auch mit dem Ehepaar Winslow Kontakt aufgenommen. Sollten sie nicht reichen, würde er die anderen Menschen in diesem Haus mobilisieren, damit sie ebenfalls dafür sorgen konnten, daß die Eindringlinge nicht mehr lebend hinauskamen.

Unruhig irrte er durch das Zimmer. Eine nebelhafte Gestalt mit einem ungewöhnlichen, leuchtenden Schädel, in dem sich etwas tat, denn in den noch vorhandenen Adern kreiste der rote Saft des Lebens.

Der Körper war vergangen, der Kopf, das Hirn und der Geist geblieben.

Er ging von Wand zu Wand. Obwohl er sie hätte durchschreiten können, ließ er es bleiben. In diesem Zimmer fühlte er sich einigermaßen sicher, bis zu dem Zeitpunkt, als ihn eine fremde Kraft wie ein gewaltiger Stromstoß durchfuhr und seinen nebelhaften Körper fast zur Auflösung gebracht hätte.

Etwas war geschehen!

Luke wußte nicht, welche Kraft ihn da getroffen hatte. Er war auch nicht persönlich erwischt worden, doch es existierte zwischen ihm und Kyra ein geistiges Band.

Dieses Band vibrierte, als hätte es einen Schlag bekommen oder Schaden genommen.

Noch etwas spürte er.

Der Spiegel war in Gefahr. Er hatte einen gefährlichen magischen Schlag bekommen, den er nicht vertragen konnte. Eine fremde Kraft war so stark gewesen, daß der Spiegel nicht rasch genug eine Gegenwehr hatte aufbauen können.

Der Bleiche blieb an der Wohnungstür stehen. Dabei hatte er den Kopf in den Nacken gelegt. Es sah aus, als würde ein gekippter

Schädel in der Luft liegen.
Er lauschte nach innen…
Die geistige Verbindung zu seiner Frau und zum Spiegel stand noch, aber sie war dabei dünner zu werden. Sie hing jetzt an einem seidenen Faden.
Der Spiegel war es, der die beiden aufgenommen hatte. Seine Frau und den anderen.
Sie waren hineingefallen in das Dimensionstor und durchschwebten es wie Reisende, die sich vorgenommen hatten, die Ewigkeit zu suchen, sie aber niemals finden würden.
Alles war anders geworden. Der Fremde hatte den Spiegel in seinen Grundfesten erschüttert. Für Luke zerbrach ein Traum. Er hatte dieses Tor für unüberwindbar gehalten. Wie hoch mußte seine Enttäuschung sein, als er feststellte, daß es dies nicht war.
Was konnte er tun?
Der Bleiche wußte im Augenblick keine Lösung. Die Idee kam ihm wenig später.
Die in seiner Wohnung versammelten Menschen waren einfach zu schwach, um die Kräfte des Spiegels wieder aufwecken zu können. Das mußte er selbst erledigen.
Und so verließ er den Raum, ohne die Tür zu öffnen. Er verschmolz mit der Maserung des Holzes und war draußen…

***

Aus dem Jenseits zurück!
Reisen in anderen Dimensionen. Lösen des Zweitkörpers aus dem ersten, so daß dieser Zweitkörper als Astralleib durch die Zeiten wandert und auch tief hineingleiten kann in die längst vergessene Vergangenheit.
All das gab es, das war bewiesen worden, und ich mußte daran denken, als Kyra Benson und ich durch Dimensionen schwangen, die uns trotzdem einengten.
Wir waren Gefangene der Zeiten. Ich hatte das Gefühl, in einer Schale zu sitzen, ohne große Bewegungsfreiheit und auch ohne jegliche Verbindung zur Außenwelt.
Des öfteren hatte ich meinen Blick in die Höhe schweifen lassen, weil ich dort den Spiegel suchte, in dessen Fläche wir eingetaucht waren und die Reise begonnen hatte.
Um uns herum bewegten sich silbriggraue Wolken, durchzogen von einem Flimmern. Streifen und Kaskaden, die sich zu gewaltigen Gebilden vereinigten und mit uns weiterzogen.
Wohin? Das wußten nur die Götter. Ich konnte dazu nichts sagen, nicht einmal raten.
Kyra saß noch immer vor mir. In ihrem Schrecken schien sie erstarrt

zu sein. Wenn ich ihr Gesicht anschaute, wirkte es so, als wollte sie mir etwas sagen, ohne jedoch den Mut dazu finden zu können. Manchmal bewegte sie auch die Lippen. Dann huschte so etwas wie ein verlegenes oder abwartendes Lächeln über ihr Gesicht.

Bisher hatten wir kein Wort gewechselt. Ein völlig natürlicher Vorgang, weil sich jeder von uns mit der neuen Lage erst abfinden mußte.

Wichtig war auch, daß wir atmen konnten. Ich empfand die Luft als wesentlich reiner und klarer als die in London. Gedanklich hatte ich mich bisher mit der veränderten Lage beschäftigt, jetzt tat ich es auch akustisch, als ich mich an Kyra Benson wandte.

»Weshalb haben Sie mich in den Spiegel gestürzt?« Ich lauschte meiner eigenen Stimme, weil ich das Gefühl hatte, in einer Halle zu stehen, so sehr hatte sie sich verändert.

»Sie waren es doch!« Auch ihre Antwort schwang sie so entgegen.

»Sie hätten das Kreuz nicht hervorholen sollen. Damit haben Sie alles zerstört. Es gibt keine Chance mehr.«

»Wir haben einen Hinweg gefunden, wir werden auch einen Rückweg finden, Kyra.«

»Nein, nicht!«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich kenne den Spiegel.« Während ihrer Antwort rührte sie sich nicht. Sie saß da, als hätte man sie festgeklebt.

»Haben Sie ihn erworben?«

Kyra schüttelte den Kopf. »Es war mein Mann, der ihn fand. Er hat ihn von einer Frau bekommen, einer bekannten Architektin, die er sehr gut kannte. Es war eine Frau mit wunderbaren Haaren, und sie hat behauptet, ihn aus Atlantis geholt zu haben, weil sie in der Mittleren Periode des alten Kontinents lebte.«

»Also ihr erstes Leben?«

»Es kann sein. Ihr erstes oder ihr zweites. Sie jedenfalls hatte sich mit der Totenforschung beschäftigt. Viele Atlanter sollen es getan haben, nur war ihr ein Erfolg beschieden, denn sie konnte sich auf den Spiegel verlassen, der ihr den Weg ins Jenseits wies. Es war ein gefährlicher Weg, nicht jeder sollte ihn gehen. Mein Mann ist ihn schutzlos gegangen.«

»Starb er denn tatsächlich?«

»Nein, er ging in den Spiegel. Wir haben alle getäuscht. Ein anderer wurde begraben. Wir stahlen einen Toten, der frisch in der Erde lag, und betteten ihn einfach um. Mein Mann ging in die Vergangenheit und kam als Veränderter zurück.«

Allmählich lichteten sich die Nebel. Wenn auch nicht die sichtbaren um uns herum, die anderen, die mein Denken in gewissen Fesseln hielten, wurden verdrängt.

»Was wollte er damit beweisen? Doch nicht, daß es ihm gelang, den Tod zu verdrängen?«

»Nein, das nicht. Er hat mir erklärt, daß es einen Weg in das Jenseits gibt. Ihn wollte er uns zeigen, das ist alles.«

»Nur muß es der Falsche gewesen sein. Ich sah ihn durch ein Fernglas. Ist er noch ein Mensch?«

Kyra senkte den Kopf. »Fast«, gab sie zu. »Er ist fast noch ein Mensch. Andere Kräfte waren stärker als er, viel stärker. Er hat auch nicht auf die Warnungen der Architektin gehört. Er hätte als Reiner in den Spiegel eintreten müssen. Dabei hat er nicht einmal richtig geglaubt. Jetzt ist es passiert.«

Während Kyra sprach, dachte ich an einen Fall, der nicht lange zurücklag. In einer Videothek hatte er begonnen. Dort hatte ich ebenfalls ein Tor in die Vergangenheit entdeckt, das Auge von Atlantis. Hier war es der Spiegel. Allmählich kam ich zu der Überzeugung, daß uns der versunkene Kontinent mehr hinterlassen hatte, als bisher festgestellt worden war. Immer wieder stieß ich dabei auf Spuren, an die ich früher nicht gedacht hatte.

»Wenn er zurückkam, Kyra, was berichtete er? Was hat Ihr Mann zu sehen bekommen?«

»Welten!« flüsterte sie, wobei ihre Stimme trotzdem klar und deutlich klang. »Er hat Welten gesehen.«

»Das ist mir klar.«

»Nur welche?«

»Darüber sprach er nie.«

»Auch nicht, ob es tatsächlich das Jenseits gewesen ist, an das die meisten Menschen glauben?«

»Nein. Aber wenn er redete, ging jeder davon uns, daß er es meinte. Er schilderte uns diese Welt in den herrlichsten Farben, so daß wir keine Angst vor dem Tod mehr zu haben brauchten.«

»Wer ist *wir*?«

»Diejenigen, die im Haus wohnten.«

»Dann kannten sie ihn?«

»Nein, gezeigt hat er sich ihnen nie. Als er offiziell starb, hat er kurz vor seinem Tod die Menschen zusammengeholt und ihnen erklärt, daß er mit ihnen in Kontakt treten würde und daß sie nur auf ihn warten sollten. Er hat sein Versprechen gehalten und sich in ihre Gedankenwelt einschalten können.«

Wieder einmal mußte ich miterleben, daß Dinge, die sich kompliziert anhörten, im Prinzip sehr simpel waren. Wenigstens sahen sie so aus, aber Luke Benson mußte einen Fehler begangen haben.

Ich jedenfalls war von meinen Reisen in die Vergangenheit stets normal wieder zurückgekehrt und nicht als nebliges Etwas mit einem von innen her leuchtenden Schädel.

»Was hat er getan, daß er dermaßen bestraft wurde?« fragte ich Kyra. »Es muß einfach etwas gegeben haben!«

Sie zog ein gequältes Gesicht. »Ich weiß es doch nicht. Er hat mit mir nie darüber gesprochen, wenn er mich am Abend besuchte. Ich wagte auch nicht, ihn zu fragen.«

»Sie haben ihn so akzeptiert, wie er war?«

»Ja.«

»Harn.« Ich räusperte mich. Selbst dieses Geräusch klang überlaut. »Wahrscheinlich sind wir beide den gleichen Weg gegangen wie Ihr Mann, Kyra. Wenn dem so ist, werden wir auch an das Ziel gelangen, das Luke erreicht hat.«

Sie erschrak. »Atlantis?«

»Möglich – oder eine Zwischendimension.«

Kyra gab keine Antwort. Ich sah aber, wie sie sich bewegte. Sie schüttelte sich, als wäre eine dicke Gänsehaut über ihren Körper gelaufen.

»Was ist los?«

»Ich friere.«

»Es ist die Furcht«, erwiderte ich, »nicht die äußere Kälte. Haben Sie keine Sorge, Kyra…«

»Doch, ich sorge mich sehr.« Sie bewegte jetzt hektisch ihren Kopf.

»Bitte, schauen Sie sich nur einmal um! Merken Sie denn nicht, daß sich etwas verändert hat?«

»Wie meinen Sie?«

»Da kommt etwas auf uns zu. Ich spüre es genau. Es… es steigt aus den Tiefen hervor. Es kommt von unten, von oben, von allen Seiten, es kreist uns ein.«

Kyra Benson hatte mit einer so düsteren Stimme gesprochen, daß ich hellhörig geworden war und mich umdrehte. Sie hatte recht gehabt.

Nach wie vor umgaben uns die wattigen Streifen. Nur hatten sie sich verdichtet und aus ihnen drang etwas hervor, das auf mich den Eindruck machte, als bestünde es aus langen Tuchbahnen.

Nebelstreifen…

Sie glitten lautlos heran. Sie waren wie greifende Hände, die nichts außer acht ließen.

Totennebel?

Nein, oder fast. Als ich einen Blick auf mein Kreuz warf, sah ich, daß es an den Seiten leuchtete.

Gefahr!

Ich dachte an den Nebel, an die Warnung des Kreuzes und wußte plötzlich, was auf uns zukam.

Der alles vernichtende und zerstörende Todesnebel. In seinem Gebiet waren wir gelandet.

Plötzlich schrie Kyra Benson gellend auf!

***

Selten war Suko dermaßen überrascht worden wie in diesem schmalen Wohnungsflur. Die Ladung aus der Gaspistole hatte ihn im Gesicht erwischt.

Ein Gas, das Tränen hervorzauberte, das die Schleimhäute ungemein stark reizte und auch dafür sorgte, das derjenige, der getroffen worden war, die Übersicht verlor.

So erging es Suko. Er hielt die Augen offen, damit die Tränen das Zeug herauswaschen konnten, aber er sah nicht viel. Vor ihm bewegten sich gespenstische Gestalten, und in seinem Rücken spürte er plötzlich den Druck der Wand.

»Auf ihn!« kreischte Ruth Winslow. »Jetzt ist unsere Chance gekommen. Wir lassen uns von ihm nicht…«

Was sie noch weiter sagte, hörte Suko nicht mehr. Ein Faustschlag hatte sein Ohr getroffen.

Er sank nach links. Zwar schlug er zurück. Schnell, sicher und gewandt, den Reflexen folgend, doch die anderen wichen aus. Sie schafften es sogar, unterzutauchen.

Eine Hand umklammerte Sukos rechten Fußknöchel. Der plötzliche Ruck, das Wegreißen des Standbeins, ließ ihn umkippen.

Suko fiel auf den Rücken, konnte sich noch abrollen, es aber nicht verhindern, daß eine schmale Hand ihm mit einem gedankenschnellen Griff die kleine Axt aus dem Gürtel zog.

Es war Mandy Fox, die sich die Waffe geholt hatte!

Kaum spürte sie den Griff zwischen ihren Fingern, war sie wie von Sinnen.

»Ich habe sie!« keuchte Mandy und hielt die Waffe hoch. »Ich habe sie!« Sie lachte schrill und tanzte dazu, wobei die beiden Winslows sie anstarrten. Um Suko kümmerte sich niemand.

Das war sein Glück. Der Inspektor lag am Boden und weinte.

Nicht freiwillig, das Gas sorgte für den Tränenstrom und den Hustenreiz. Sein Rücken berührte die Flurwand. Wenn er atmete, dann durch den offenen Mund.

Er hörte Mandy Fox toben und wußte auch, daß sie ihm die Axt abgenommen hatte. Zum Glück hatte sie nicht an die Beretta gedacht. Die steckte nach wie vor in Sukos Gürtel.

Mandy und die Winslows diskutierten miteinander. Sie waren sich nicht einig, was sie mit Suko anstellen sollten. Jedenfalls wollten sie ihn aus dem Verkehr ziehen.

»Und wie?« fragte Ruth.

Mandy kicherte. »Ich könnte ihm die kleine Axt in den Schädel hauen. Einmal würde reichen.«

»Aber was machen wir mit der Leiche?«

»Hier im Haus halten alle zusammen«, flüsterte der Mann. »Den

Toten zu beseitigen, dürfte kein Problem sein.«
»Wir müßten auch mit Kyra darüber reden«, sagte Mandy.
»Ja, wo ist sie?«
»Keine Ahnung, Jack.«
»Such sie.«
»Nein, nein!« widersprach die Fox. »Das will ich nicht. Ich möchte meine eigenen Vorstellungen durchsetzen können. Dieser Bulle hat uns gesehen, wir sind Zeugen. Er wird mit seinen Kollegen zurückkommen und dieses Haus hier durchsuchen…«
»Dann töte ihn doch!«
»Das werde ich auch!«
Suko hatte der letzten Unterhaltung zuhören können und auch alles verstanden. Er begriff die Motive der Personen nur nicht. Wie konnten die sich dermaßen weit vorwagen, daß sie sogar einen Mord in Betracht zogen?
Ging es wirklich um so viel?
Es brachte Suko nichts, sich mit der Theorie zu beschäftigen. Er mußte zusehen, wie er aus dieser Situation herauskam. Noch strömten die Tränen aus den Augen. Wenn er dorthin schaute, wo sich die drei Personen befanden, hatte er das Gefühl, gegen einen Vorhang zu sehen, der sich nur allmählich lichtete.
Viel zu langsam…
Sie standen beisammen. Suko konnte sie nicht einmal trennen. Die aus den Augen rinnenden Tränen ließen sie zu einer Masse werden, aus der sich jetzt eine Person löste.
Der Inspektor nahm an, daß es Mandy Fox war. Sie wollte ihn mit dem Beil töten.
Mandy drehte ab.
»Du kannst ihn ja erst bewußtlos schlagen!« sagte Ruth.
»Und dann?« Sie hatte bereits den Arm erhoben und schaute die ältere Person an.
»Werden wir Kyra suchen. Es ist ihre Wohnung. Wir sollten uns nach ihr richten.«
»Ach, willst du kneifen?«
»Nein, Mandy, das ist kein Kneifen. Die Wohnung gehört uns nicht. Wir können nicht einfach jemand töten und ihn so lange liegenlassen, bis die Besitzerin erscheint.«
»Das meine ich auch.« Mandy lachte leise. »Deshalb mache ich euch einen Vorschlag. Durchsucht ihr die Zimmer, ich bleibe bei ihm!«
»Fühlst du dich denn stark genug?« fragte Winslow.
»Mit Bullen werde ich immer fertig!«
Sie hatte es haßerfüllt ausgestoßen und schaute mit glänzenden Augen auf die Klinge.
Suko ließ sie reden. Jede Sekunde, die verging, kam ihm zugute.

Zwar brannten seine Augen, sie sahen auch sicherlich aus wie rot gemalt, doch er fühlte sich immer besser. Er würde es schaffen, sich so weit zu erholen, daß er entsprechend handeln konnte.

Es gelang ihm auch wieder, die Dinge so zu sehen, wie sie waren.

Drei Personen befanden sich außer ihm im Flur. Zwei von ihnen wandten sich nach links, wo sich die nächste Tür befand. Mandy blieb zurück. Sie wartete, bis die Winslows hinter der Tür verschwunden waren, und baute sich dann vor Suko auf.

Breitbeinig stand sie da. Wenn Suko sie anschaute, sah er ihre langen Beine. Der Stoff der Boxershorts zitterte leicht im Durchzug.

Sie wippte auf den Zehenspitzen, dann wieder auf den Ballen und gab sich sehr überlegen. Suko sah auch, wie ihre rechte Hand mit der Axt in sein Blickfeld geriet. Die Schneide sah noch jungfräulich aus.

Es war eine kleine Axt, tatsächlich nur für den Haushalt zu gebrauchen, aber auch ein Mordinstrument, und Suko traute Mandy keinesfalls über den Weg.

Er zog die Beine an.

»Rühr dich nicht!« zischte die Blonde, die etwas Ähnlichkeit mit der jungen Marilyn Monroe aufwies. Sie beugte sich vor und streckte den Arm dem Inspektor entgegen, so daß die Klinge vor Sukos Gesicht pendelte. »Mit einem Schlag kann ich dir die Kehle durchhacken!« zischte sie böse. »Das weißt du, oder?«

»Es wäre Mord.«

»Na und?«

Die Winslows kehrten wieder zurück. Als sie den Raum verließen, schüttelten die Köpfe. »Im Schlafzimmer steckt Kyra auch nicht.«

»Dann kann sie nur in Lukes Raum sein, falls sie hier in der Wohnung liegt!« sagte Mandy hart, die noch immer davon ausging, daß sie eine Tote finden würden.

Die Winslows zögerten. »Er ist dort gestorben!« flüsterte die Frau.

»Na und?«

»Im Sterbezimmer eines Menschen…«

»Hör auf, Ruth! Geht hin und…«

Keiner konnte einen Satz beenden. Jetzt mischte sich auch Jack Winslow ein. »Du weißt, daß Kyra es nicht gern gesehen hat, daß wir in den Raum gingen.«

»Ja, das weiß ich alles. Aber sie ist nicht da. Die Verhältnisse haben sich verändert.«

Suko amüsierte sich trotz seiner Lage. Die drei Personen waren keine Profis. Sie sprachen miteinander und ließen ihn dabei außer acht, so daß er sich sogar zur Seite drehen und an seine Waffe kommen konnte. Niemand achtete dabei auf ihn.

Suko spürte unter seinen Fingern das kühle Metall der Waffe. Er war kein Pistolenfan, manchmal allerdings kam man eben nicht ohne aus.

Sie glitt aus der Halfter, und Suko hielt sie so, daß sein Körper die Waffe deckte.

Mandy hatte es geschafft, das Ehepaar zu überzeugen. »Los, verschwindet endlich! Ich will wissen, was mit Kyra ist. Sie kann sich nur dort aufhalten.«

»Ja, ist gut.«

Suko sah mittlerweile wieder so klar, daß er erkennen konnte, wie sie ihm noch Blicke zuwarfen, bevor sie sich drehten und auf die zweite Tür zugingen.

Mandy schaute ihnen nach, drehte sich um, wollte Suko ansprechen und stand plötzlich starr, als sie zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit in die Beretta-Mündung schaute.

Der Inspektor saß mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt. Wie eine Statue stand die Blonde vor ihm, sprachlos, geschockt. Ihr Mund war verzogen, nichts regte sich mehr in ihrem Gesicht.

»Manche Bullen sind eben stärker als andere«, erklärte Suko. Er hatte normal reden wollen, doch aus der Kehle drang nur ein heiseres Flüstern. Das verdammte Tränengas war daran schuld gewesen.

»Du schaffst es nicht, du…«

»Weg mit der Axt!« flüsterte Suko.

Mandy starrte ihn an. Noch immer sah er die Konturen ihres Gesichts nicht klar. Die Blonde überlegte. Vielleicht wollte sie Zeit gewinnen, aber Sukos Befehl war klar und deutlich gewesen.

Zuerst zuckte ihre rechte Hand, dann öffneten sich die Finger der Faust, und die Axt polterte neben ihr zu Boden.

»Das ist schon besser«, sagte Suko und stand mit einer geschmeidigen Bewegung auf.

Sie lächelte ihn an. Kokett, wie es Suko vorkam. »Was haben Sie denn jetzt vor? Wie wollen Sie aus dieser Lage wieder herauskommen? Die Karten stehen für Sie nicht besonders.«

»Ich habe sie gemischt.«

»Auch Kyra?«

»Nein, mit ihr hatte ich nichts zu tun. Sie ist verschwunden, diese nette Witwe.«

»Wohin?«

»Kennen Sie die Wohnung?« fragte Suko.

»Natürlich.«

»Dann werden wir beide einen kleinen Spaziergang unternehmen. Wir wollen das ältere Ehepaar nicht zu lange allein lassen. Luke Bensons Sterbezimmer ist sehr interessant, meine Liebe. Was glauben Sie, was Sie dort alles finden werden?«

»Eine Tote, nicht?«

»Kann sein, ich…«

Da hörte Suko die Schreie. Sie drangen aus dem Raum, in dem auch

die Winslows verschwunden waren. Selbst Mandy war erschreckt. Suko packte sie an der Schulter und drehte sie herum.

»Sie gehen vor, und keine Dummheiten, meine Teure!«

»Aber…«

»Vorgehen!«

Mandy blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Suko kannte den Weg, er wußte auch, wie das Zimmer aussah. Der Spiegel war das wichtigste Teil, dann die Truhe, der kleine Schemel.

Verschlossen war die Tür nicht. Sie stand so weit offen, daß jemand eine Hand durch den Spalt hätte stecken können. Mandy mußte sie aufstoßen, trat über die Schwelle und sah die Winslows an der linken Seite stehen, wo sich auch das Fenster befand.

Kreidebleich, zitternd und mit Furcht in den Augen. Sie starrten nicht auf den Spiegel, ihr Blick galt der Wand gegenüber.

»Was ist los?«

Suko hatte die Frage gestellt. Daß sich das Blatt zu seinen Gunsten gewendet hatte, registrierten sie nicht. »Der Spiegel und die Wand!« flüsterte Jack.

»Reden Sie weiter!«

»Wir haben Luke gesehen.«

»Wie sah er aus?«

Ruth streckte ihre Hand vor, krümmte die Finger, die stark zitterten. »Er ist aus der Wand gekommen. Er hat das Jenseits tatsächlich verlassen. Luke ist ein Geist.«

Suko schaute hin. Ein Blick flog dabei auch über den Spiegel.

Allerdings stand er so ungünstig, daß er nicht die gesamte Fläche überschauen konnte und demnach nicht sah, was sich dort abspielte.

Dafür tat sich etwas in der Wand.

Sie war mit einer hellen Tapete beklebt, die im Laufe der Zeit einen Grauschimmer bekommen hatte. Nicht so grau wie die nebelhafte Gestalt in ihrem Innern, die sich jetzt vorbewegte und aus der Wand her den Raum betrat. Im gleichen Augenblick wuchs auch der helle Kopf hervor, der von innen her leuchtete.

Zum erstenmal sah Suko diejenige Person, um die sich alles drehte. John Sinclair und Kyra waren Gefangene des Spiegels, auf ihre Hilfe oder ihren Rat konnte er nicht rechnen. Also mußte er allein entscheiden, wie er Luke Benson, dem Bleichen, gegenübertrat.

Ein anderes, furchtbares Ereignis lenkte ihn dabei ab. Mandy Fox brüllte laut auf. Suko sah, wie sie eine Hand bewegte und sie gegen ihre Stirn drückte. Für einen Moment blieb sie so stehen. Alle konzentrierten sich nur auf sie.

Dann zog sie die Hand wieder weg. Und diesmal hielt sie zwischen ihren Fingern ein Stück Haut.

Genau das Stück fehlte an ihrer Stirn!

Sie hatte den Heimkehrer umarmt und nicht gewußt, daß sein nebliger Körper tödlich war…

***

Auch Winslows ahnten nichts von der Gefahr des Todesnebels. Nur Suko wußte Bescheid. Ihm wurde plötzlich heiß und kalt zugleich.

Wenn er sich vor etwas fürchtete, dann war es der Todesnebel, dem er nichts entgegensetzen konnte, es sei denn, er war mit John Sinclairs Kreuz bewaffnet. Das allerdings befand sich im Besitz des Geisterjägers. Der wiederum befand sich irgendwo in einer anderen Dimension.

Der Nebel, der den Körper des Bleichen bildete, war also der gefürchtete Nebel des Schreckens!

Auch Luke Benson hatte mitbekommen, daß Mandy die Haut zwischen ihren Fingern hielt. Kein Blut trat aus der Wunde. Dafür schimmerten gelblichbleich die Knochen an der Stirn durch.

Der Bleiche begann zu sprechen. Es war mehr ein Zischen und nur schwer zu verstehen. »Ich habe den Weg gefunden, wo der Todesnebel seine Heimat hat. In einer Insel der Zeit, die man auch den Planet der Magier nennt, hat er sich gebildet. Er ist die Heimat des Todesnebels. Der Planet hat zu Atlantis gehört. Als der Kontinent unterging, verschwand er im Taumel der Zeiten. Der Nebel aber hat überlebt. Er taucht immer wieder auf. Sie hat mich umarmt, sie wird seinen Schrecken mit einiger Verzögerung erleben.«

»Und Kyra?« fragte Suko.

»Sie gehört zu den Personen, die geschützt sind. Ich konnte mir eine aussuchen. Nur darf sie nicht direkt mit dem Nebel konfrontiert werden, dann ist es auch für sie vorbei.«

Neben Suko sank Mandy Fox zusammen. Sie hatte es einfach nicht mehr geschafft, sich noch auf den Füßen zu halten. Mit dem Rücken scheuerte sie an der Wand entlang. In der Hocke blieb sie sitzen, schlug die Hände vor ihr Gesicht und ließ sie auch dort.

Die Veränderung würde sie nicht mehr aufhalten können. Sie gehörte zu den Verlorenen, den Opfern des Nebels. Zurück würden von ihr bleiche Knochen bleiben.

»Warum?« fragte Suko. »Warum hast du das getan? Sie sind deine Freunde. Du willst sie töten?«

»Ich bin als Bote gekommen. Ich werde den Todesnebel wieder in diese Welt hineinbringen. Er hat lange genug im Verborgenen geblüht. Diese Zeit hat nun ein Ende gefunden.«

»Nein, dein Ende ist da!«

Luke drehte sich um, damit er Suko anschauen konnte. Sein von innen ausgehöhltes Gesicht leuchtete wie eine alte Laterne. Die Lippen zuckten, er bewegte auch seine Glotzaugen und schaute in die

Waffenmündung. »Willst du mich damit aufhalten?«
»Vielleicht?«
»Versuche es!«
»Es sind geweihte Silberkugeln…«
»Versuche es nur!«
Da schoß Suko. Die Winslows schraken bei dem plötzlichen Abschußknall zusammen, während Mandy cool blieb. Ihr war in diesen Augenblicken alles egal.
Die Kugel traf. Suko hatte bewußt nicht auf den Körper gezielt, sondern sich diesen kürbisartigen Schädel ausgesucht. Sein Geschoß drang hinein. Er konnte sogar den Weg verfolgen, sah, daß sie auch gestoppt wurde und im Schädel, dicht unter dem linken Auge, plötzlich aufsprühte. Die geweihte Silberkugel zerplatzte wie der lange Stab einer Wunderkerze, sonst geschah nichts.
Damit hatte Suko gerechnet. Dämonen der mittleren Stufe und vor allen Dingen solche, die einem uralten Kulturkreis entstammten, waren immun gegen geweihtes Silber.
Ihnen mußte man mit anderen Waffen beikommen. Fragte sich nur, mit welchen.
Suko besaß noch die Dämonenpeitsche und auch seinen Stab, mit dem er die Zeit für fünf Sekunden anhalten konnte. Für eine Waffe mußte er sich entscheiden.
Luke Benson hatte sich bereits entschieden. Und zwar für Suko, den er als seinen gefährlichsten Gegner ansah.
Er ging auf ihn zu!
Suko zog die Dämonenpeitsche und schlug einmal einen Kreis über den Boden, damit die drei aus Dämonenhaut gefertigten Riemen hervorrutschen konnten.
Es klatschte, als sie mit ihren Spitzen den Fußboden berührte. Das Ehepaar Winslow beobachtete den Chinesen mit mißtrauischem und wachsamem Interesse. Die Beretta hatte der Inspektor wieder verschwinden lassen.
Er wollte sich zunächst auf die Peitsche verlassen, obwohl er nicht wußte, ob der Nebel es nicht schaffte, die drei starken Riemen noch aufzulösen.
Luke Benson war mittlerweile weitergegangen und stand nicht mehr weit von Suko entfernt.
Noch mußte er den Spiegel passieren, dessen Oberfläche – das hatte Suko auch bemerkt – eine regelrechte Wolkendecke bekommen hatte, die nie ruhig lag, sondern sich wallend bewegte.
Der Blick des Bleichen fiel auf den Spiegel. Noch in derselben Sekunde blieb er, wie vom Blitz getroffen stehen.

***

Der Nebel würde Kyra und mich zur gleichen Zeit erreichen.

Furchtbare Erinnerungen überfielen mich. Ich dachte an die zahlreichen Menschen, die mit dem Todesnebel in Berührung gekommen und zu Skeletten geworden waren. Ich dachte aber auch an die Gegend, die man als Heimat dieses grausamen Nebels bezeichnen konnte.

Das war der Planet der Magier!

Realitäten, die zur Erinnerung gehörten, jetzt jedoch frisch aufpoliert wurden.

Gegen den Todesnebel gab es kein Mittel – bis auf mein Kreuz.

Sein Träger war geschützt. Bei anderen, nicht geschützten Personen wurde er zu einer furchtbaren Waffe, die es schaffte, die Haut vom Körper zu lösen, so daß letztendlich nur ein Gerippe zurückblieb.

Ich hörte Kyra heftig atmen. Auch sie fürchtete sich vor dem Nebel. Ob sie seine schreckliche Funktion kannte, wußte ich nicht.

Es war ein instinktives Zurückweichen, und sie schaffte es auch, sich an mich zu klammern, während sich die Wolken immer stärker verdichteten und langsam, aber unerbittlich auf uns zuwallten.

Mir war der Planet der Magier eingefallen. Ich kannte ihn, denn ich hatte gefährliche Abenteuer dort erlebt. War es möglich, daß wir durch den Spiegel den Planeten erreicht hatten?

Ich ging zunächst davon aus, schob den Gedanken aber zurück, weil ich mich durch nichts von dem heranwehenden Todesnebel abhalten lassen wollte. Er war das Grauen schlechthin. Sah man ihn aus der Ferne, so erinnerte er an normale Nebelfelder. Das aber änderte sich, wenn man ihn aus der Nähe anschaute.

Ich wußte, daß sich Nebel nicht aus Feuchtigkeit zusammensetzte, sondern aus geisterhaften Gestalten, die irgendwann einmal ein dämonisches Aussehen besessen hatten, aber vernichtet worden waren und nun als tödliche Nebelschleier durch eine bestimmte Dimension trieben.

Wer genau hinschaute, konnte die Gestalten noch erkennen. Zumindest die Gesichter, die sich innerhalb der Wolken immer wieder bildeten, mal wieder verschwanden, sich dann zu neuen, verzerrten Fratzen hervorkristallisierten, um anschießend abermals unterzutauchen.

Sie blieben nicht verschwunden. Ständig kehrten sie zurück, als wollten sie beweisen, daß sie noch vorhanden waren.

Auch Kyra und ich schauten gegen die seichten, dennoch furchtbaren Fratzen, bei denen weder Länge, Breite noch Höhe erkennbar waren, und die nur einfach dahinwallten.

Wenn sie wie lange Decken über uns herwallten, hatte zumindest Kyra keine Chance.

Das schien sie zu ahnen oder auch zu wissen. Ich hörte ihre

ängstliche Frage dicht an meinem Ohr. »Wir… wir können ihm nicht entkommen – oder? Er ist …«

»Ja, er ist tödlich!«

Sie schluckte und nickte. »Wie Luke!« hauchte sie. »Auch sein Körper besteht aus Nebel.«

»Er war doch bei Ihnen«, wunderte ich mich. »Sie hatten mit ihm einen sehr engen Kontakt.«

»Der Nebel berührte mich auch, wenn ich Luke umarmte.«

»Und Ihnen ist nichts passiert?«

»Nein.«

»Was schützte Sie denn?«

»Er… er hat mir gesagt, daß er der Bote des Nebel ist. Die Totenwelt, aus der er zurückkehrte, war das Gebiet des Nebels. Er hat viel gesehen, glauben Sie mir, aber …«

»Beantworten Sie mir die Frage!«

»Er durfte sich eine Person aussuchen, die vor seiner Gestalt geschützt wurde.«

»Das waren Sie.«

»Richtig!«

»Und was ist, wenn er andere umarmt?«

Sie ließ sich etwas Zeit mit der Antwort. »Dann sind sie verloren. So wie wir. Ich komme ohne sein Beisein gegen den Nebel nicht an. Sehen Sie doch, die Fratzen dort! Sie sind einfach schlimm.«

»Okay, ich weiß jetzt Bescheid. Und Sie werden jetzt das tun, was ich Ihnen sage.«

»Sehen Sie denn eine Chance?«

»Ich weiß es nicht. Für mich ja, denn ich besitze die einzige Waffe, die es bis jetzt gegen den Nebel gibt.« Ich hielt ihr mein Kreuz entgegen. »Das ist sie!«

»Damit wollen Sie ihn stoppen?« Zweifel zeichneten Kyras Gesicht. »Niemals schaffen Sie das – niemals!«

»Warum sollte mir das mißlingen, was mir früher schon des öfteren gelungen ist?«

Kyra mußte einfach lachen. »Sie haben es geschafft, dem Nebel Widerstand entgegenzusetzen?«

»Ja.«

Hoffnung hatte ich ihr nicht geben können. Das kümmerte mich auch nicht. Wichtig war für mich die Tatsache, daß dieser verfluchte Nebel sich dermaßen verteilt hatte, daß er in der Lage war, uns einzukreisen. Er kam von vier Seiten.

Auch Kyra hatte es festgestellt. Sie begann zu zittern. »Sinclair, wie wollen Sie das alles in die Reihe bringen?«

Ich hörte nicht auf sie, sondern konzentrierte mich auf den grauen Todesnebel.

Ob wir beide uns auf dem Planet der Magier befanden oder nicht, mir kam es vor, als würden wir noch auf einer Insel sitzen. Ich schätzte die Entfernung ab.

Einen Vorteil besaßen wir. Zwar schloß uns der Todesnebel von allen vier Seiten gleichzeitig ein, nur besaßen die Nebelbahnen nicht die gleiche Geschwindigkeit. Diejenige, die von vorn gegen uns vordrang, würde uns früher erreichen als die anderen drei.

Deshalb konzentrierte ich mich auf sie. Noch einen Blick warf ich auf Kyra Benson. Sie befand sich dicht hinter mir. Ich schützte sie praktisch mit meinem Körper.

Gegen mich konnte er strömen…

Und gegen mein Kreuz!

Ich hielt es in der rechten Hand und hatte den Arm der heranrollenden Wand entgegengestreckt. So war ich ihm schon des öfteren begegnet, auch jetzt gab es keine andere Möglichkeit.

Mein Kreuz reagierte.

Ich verglich es oft mit einem Seismographen, der Erdbebenwellen aufzeichnet. Auch jetzt paßte dieser Vergleich, denn der geweihte Talisman spürte genau, daß etwas Böses und Schreckliches auf uns zurollte. Seine vier Enden, wie die Anfangsbuchstaben der Haupterzengel eingraviert worden waren, strahlten, je mehr sich uns der Nebel näherte, immer heller auf. Noch schafften sie es nicht, den Todesnebel zurückzudrängen, aber ich wartete auf den Moment, wo das Kreuz seine gewaltige Kraft entfaltete, ohne daß ich es durch das Rufen der Formel aktivierte.

Ich versuchte die Entfernung abzuschätzen. In dieser Welt konnte man nicht mit normalen Maßen rechnen, aber er war bereits so nahe herangekommen, daß ich seine Kälte spürte.

Noch einige Blicke nach rechts, links und nach hinten. Dort besaßen wir mehr Distanz zum Nebel.

Da passierte es.

Meine Augen leuchteten ebenfalls, als ich sah, wie das Kreuz plötzlich aufstrahlte.

Aus den vier Enden schossen die hellen Lanzen in den grauen Nebel hinein.

Breite Bahnen, die wie geschnittene Tücher wirkten, rasten hinein, rissen Lücken, zerstörten ihn, schafften Freiräume, die auch nicht wieder durch die graue Brühe ausgefüllt wurden.

Der Nebel wurde vernichtet.

Es geschah lautlos, trotzdem überkam mich der Eindruck, als würde mich ein Inferno aus Schreien umgeben. Todesschreie derjenigen Geister, aus denen sich der Nebel zusammensetzte.

Es war furchtbar für die andere dämonische Seite und für mich gleichzeitig faszinierend.

Die Strahlen des Kreuzes sorgten dafür, daß die Lücken nicht mehr aufgefüllt wurden. An ihren Seiten vergingen die geisterhaften Gestalten. Sie wurden regelrecht zerrissen.

Das war es, was ich mit den stummen Schreien meinte. Wenn ich Fratzen kurz vor dem Zerplatzen erkannte, überkam mich das Gefühl, als wären Schreie gestoppt worden.

Ein wahnsinniges Bild, das mir persönlich, da bin ich ganz ehrlich, Freude bereitete.

Hinter mir hockte Kyra. Ihre Hände auf meiner Schulter. Sie klammerte sich fest, ich spürte sogar ihre Fingernägel und hörte die wispernde Stimme. »Schaffen wir es?«

»Vielleicht.« Ich wollte ihr nicht zuviel Hoffnung machen, obwohl ich sah, daß mein Kreuz den Weg nach vorn regelrecht freigeschaufelt hatte.

»Kommen Sie mit – los!«

Ich richtete mich nicht auf, sondern kroch voran. Genau in die Lücken hinein, und das Kreuz in der Hand haltend. Ich dachte auch an die Gefahr von den drei anderen Seiten, doch die Wirkung des Kreuzes schaffte es, uns den von dort heranwallenden Nebel auf Distanz zu halten.

War das der Ausweg?

In dieser Welt möglicherweise schon. Aber nicht weg aus dieser Dimension. Wir waren durch den Spiegel in sie hineingedrungen, ich wollte auch wieder durch den Spiegel zurück.

Der Nebel wich!

Es glich einem kleinen Wunder, wie er sich plötzlich zurückzog, als würde gegen ihn ein für ihn allein spürbarer Wind blasen. Vor uns lichtete er sich zu einer herrlich freien Insel, die wir einfach als wunderbar ansahen. Eine Rettung.

Ich hatte mich aufgerichtet. Kyra hockte noch am Boden. Ich streckte ihr die Hand entgegen, die sie annahm und sich von mir in die Höhe ziehen ließ. »Jetzt können wir normal laufen.«

»Und wohin?«

»Fragen Sie mich was Leichteres!«

Der Nebel war aus unserer unmittelbaren Nähe verschwunden.

Unwillkürlich schaute ich, wo die Sicht relativ frei war, in die Höhe, um dort etwas zu entdecken.

Ich sah nichts.

Keinen Spiegel, keine Grenze, kein Zimmer. Die andere Dimension hielt uns in ihren Klauen.

Fragte sich nur, wie es umgekehrt war. Ob man uns von oben auch nicht sah?

Fieberhaft dachte ich über eine Lösung nach. Kyra mußte mir helfen. »Hören Sie! Wie war es denn, wenn Ihr Mann bei Ihnen erschien? Ist

er immer aus dem Spiegel gekommen?«

»Das war sein Weg«, erklärte sie nickend, wobei sie sich noch scheu umschaute, da sie dem Frieden nicht traute.

»Und wenn er verschwand? Welchen Weg nahm er dann?«

»Den gleichen…«

»Also in den Spiegel hinein.«

»Aus und ein«, murmelte sie. »Es muß einen Weg geben, um dieser Dimension zu entwischen.« Kyra sah meinen fragenden Blicke auf sich gerichtet, sie konnte nur die Schultern heben, weil sie ratlos war.

»Ich war nie hier, nicht in dieser Welt…«

»Ist es eine Welt?« fragte ich.

»Wie meinen Sie das?«

»Vielleicht befinden wir uns in einem Teil einer gewissen Welt, wenn Sie verstehen?«

»Nein, Mr. Sinclair.«

Ich winkte ab. »Ist auch nicht wichtig. Jedenfalls müssen wir hier rauskommen. Das kann uns möglicherweise nur dann gelingen, wenn wir diesen Teil der Welt zerstören. Anders ausgedrückt, ihm seine Magie nehmen und damit möglicherweise auch den Spiegel zerstören…«

»Sie nehmen ihm die Chance zur Rückkehr!«

Ich lachte, als ich Kyras Worte vernahm. »Glauben Sie denn im Ernst, daß wir Ihren ehemaligen Gatten noch am Leben lassen können? Nein, das ist nicht drin. Er darf nicht mehr existieren. Er bedeutete eine große Gefahr für die Menschen. Er hat den Todesnebel aus dieser Dimension in die normale Welt hineingeschafft. Das ist furchtbar, Kyra. Wir können ihn nicht am Leben lassen.«

»Vorausgesetzt uns gelingt die Flucht.«

»Das ist keine Frage.«

Sie schaute sich um, hob dabei mehrere Male die Schultern und sah ratlos aus.

Das war ich gewissermaßen auch, aber ich hatte mir bereits so etwas wie einen Plan zurechtgelegt. In ihm spielte das Kreuz die Hauptrolle.

Eine Wunderwaffe war es nicht, auch wenn es auf manche Personen so wirkte. Das Kreuz war vor sehr langer Zeit vom Propheten Hesekiel während dessen babylonischer Gefangenschaft hergestellt worden. Er hatte dem Kreuz gewissermaßen sein enormes Wissen konzentriert mitgegeben und war auf zahlreiche, ihm bekannte Magien eingegangen.

Und es gab die Formel.

Wenn ich sie sprach, wurde das Kreuz noch einmal stark gemacht und aktiviert.

»Jetzt bleiben Sie mal dicht bei mir, Kyra!« flüsterte ich. »Nehmen Sie alles, was nun geschieht, konzentriert hin.«

»Gut.« Sie nickte.

Mein Kreuz strahlte jetzt nicht mehr so stark. Der Todesnebel hatte sich zurückgezogen. Dennoch konnten wir kaum besser sehen.

Noch immer umgab uns dieser schlierenhafte Dampf, der uns auch seit unserem Eintritt in diese Welt begleitet hatte.

Kyras Blicke hingen an meinen Lippen, als ich mit halblauter Stimme die Formel sprach:

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

In meine Worte hinein peitschte ein gellender Schrei, und die Dimension um uns herum explodierte…

***

Der Bleiche war nicht nur auf der Stelle stehengeblieben, er brüllte auch fürchterlich auf. Hätte er Arme besessen, hätte er sie in die Höhe gerissen, so aber fuhr er zurück, schüttelte sich und mußte, ebenso wie Suko und die Winslows mit ansehen, wie die Spiegelfläche auseinanderbrach.

Es entstanden keine Splitter, wie es normal gewesen wäre. Nein, die Fläche hatte von unten einen ungemein starken Druck bekommen, wellte sich empor wie eine Schlammschicht, so daß sich eine Art Buckel bildete.

Der platzte auf!

Es wuchtete keine Schlammmassen hervor, sondern eine Kaskade von grellem Licht, in dem sich schattenhaft zwei Gestalten abzeichneten. Das Licht war vergleichbar mit einer sprühenden Wolke, die einen Pilz bildete. Er stieg der Decke entgegen, breitete sich dort gedankenschnell aus und lief wie schnell rinnendes Wasser an den Wänden herab, so daß er den Raum mit seinem Licht völlig ausfüllte.

Es war ein flackerndes, zuckendes Licht, schal und silbrig, und die Wolke hatte sich aufgelöst.

Zwei Menschen standen dort, wo sich einmal der Spiegel befunden hatte. Jetzt lag da nur mehr der Rahmen.

John Sinclair und Kyra!

Noch einmal schrie Luke Benson auf. Er hatte seine Frau gesehen und auch den Mann, dem es gelungen war, das Tor in die andere Welt zu zerstören.

Wütend griff er an.

Suko schrie seinem Freund eine Warnung zu!

***

Es war für uns alles sehr schnell gegangen, zeitlich kaum zu erfassen. Jedenfalls hatte die Macht des Kreuzes dafür gesorgt, daß die Verbindung zwischen den Welten nicht mehr existierte.

Wir befanden uns wieder in der normalen – und mußten uns erst zurechtfinden.

Die Schreie hatte ich gehört. Kyra klammerte sich an mich. Dann vernahm ich Sukos Warnruf.

»John, aufpassen!«

Ich fuhr herum.

Im gleichen Augenblick startete Luke Benson. Sein erleuchteter Schädel strahlte von innen heraus wie eine böse Flamme. Fetzenhafte Nebelschwaden bildeten seinen Körper, die in Bewegung gerieten, als er auf uns zurannte.

Kyra wußte nicht, was sie tun sollte, Ich schleuderte sie einfach weg. Sie torkelte durch den gesamten Raum und prallte den Winslows in die Arme.

Jetzt konnte ich mich um Benson kümmern.

Er hatte mich erreicht, aber er hatte auch den Gegenstand erreicht, dem ich ihm entgegenstreckte.

Das Kreuz stieß ungefähr in Brusthöhe und zusammen mit seiner Hand in den nebelhaften Körper hinein.

Es war ein Volltreffer, wie ihn ein Boxer im Ring erlebte, der seinen Angriffsschwung plötzlich und unerwartet gestoppt sah.

Widerstand spürte ich keinen. Dennoch wurde der Angreifer hart erwischt.

Es war eben die Kraft meines geweihten Talismans, die ihn auf die richtige Größe zurechtstutzte.

Hand und Kreuz waren noch immer im Nebel verschwunden, als es schon geschah.

Aus der Gestalt drehten sich graue Fetzen hervor. Schleier aus Todesnebel, die durch den Raum huschten und trotzdem keine direkten Schleier waren, sondern dünne, fast wie aufgepinselte Gesichter zeigten, die sich zu böse Fratzen verzerrt hatten.

Mäuler, Augen, Gesichter, nur für winzige Sekunden zu sehen und dann wie weggeblasen.

Was blieb, war der Schädel!

Dieser von innen leuchtende Kohlkopf, gelb und dennoch bleich, voller Bewegung, voller Feuer, denn daran erinnerten mich die roten Adern, die wie Drähte durch den Schädel huschten.

Die »Drähte« blieben nicht lange. Die Kraft des Kreuzes sorgte für eine radikale Zerstörung.

Waren es Schreie, die der Mund ausstieß?

Ich hörte Laute und drückte meine rechte Hand mit dem Kreuz noch höher.

Der Schädel bekam den direkten Kontakt.

Er zersprang – und er löste sich dabei auf, denn die einzelnen Teile, die gegen mein Gesicht wehten, berührten mich nicht einmal, so schnell waren sie verschwunden.

Aus – vorbei.

Jemand klatschte in die Hände. Es war Suko, der mir gratulierte und auch nickte. »Du machst dich gut in einem Bilderrahmen, alter Junge«, erklärte er mir grinsend. »Besser jedenfalls als dieses verdammte Dimensionstor, finde ich.«

»Glaube ich auch.« Ich stieg aus dem Rahmen. Erst jetzt sah ich die junge Frau in der Ecke sitzen.

Genau in dem Moment, als ich den Rahmen verließ, sanken ihre Hände, die sie bisher vor das Gesicht gehalten hatte, nach unten.

Der Schreck fuhr mir bis in den Magen. Nicht nur mir, denn wir alle sahen, daß Mandy Fox einen Knochenschädel besaß…

***

Der Geliebten des Bleichen konnte niemand mehr helfen. Sie hatte sich mit ihm abgegeben und die Konsequenzen tragen müssen. Der Todesnebel war ihr Schicksal gewesen.

Wie eine Puppe sank sie zur Seite und blieb liegen.

»Ich rufe unsere Leute an«, sagte Suko und verließ das Zimmer.

Kyra starrte mich an, sah auf den Rahmen, der völlig normal auf dem Fußboden lag, und schüttelte den Kopf. »Ist jetzt alles beendet?« fragte sie leise.

»Soweit ja.«

»Was meinen Sie damit?«

»Wir werden uns wahrscheinlich später noch einmal intensiver unterhalten müssen.«

»Wenn Sie meinen…«

Ich kümmerte mich um das ältere Ehepaar. Die beiden wußten nicht, wohin sie schauen sollten. Sie waren völlig durcheinander.

»Geht es Ihnen gut?« fragte ich.

»Ja, schon«, antwortete der Mann.

Seine Frau legte ihre Hand in die Ellbogenbeuge. »Komm, Jack, wir gehen nach oben in unsere Wohnung! Oder haben Sie etwas dagegen einzuwenden, Mister?«

»Nein, gehen Sie ruhig. Freuen Sie sich über den Abend.« Ich lächelte. »Und auch über die Zukunft, die Sie beide unbelastet überstehen können.«

Schweigend verließen sie den Raum, einen letzten Blick auf die Tote mit dem Knochenschädel werfend.

Sie erinnerte mich an Jane Collins. Auch meine gute Freundin besaß einen Knochenschädel. Aber nur tagsüber, und sie lebte damit.

Suko kam zurück. »Die Kollegen kommen in wenigen Minuten. Ich habe übrigens Tanner angerufen.«

»Das war gut.«

»Und was soll ich jetzt machen?« flüsterte Kyra Benson.

Ich hob die Schultern. »Sie müssen sich damit abfinden, daß Ihr

Mann nie mehr zurückkommen wird. Weder als Geist, noch als Halbmensch oder Dämon. Wenn ich ehrlich sein soll, müssen Sie sich darüber freuen. Das Leben bietet noch so viel. Trauern Sie nicht Dingen nach, die es wirklich nicht verdient haben.«

»Ja, Mr. Sinclair, Sie haben recht…«

Wenig später weinte sie. Die Tränen würden ihr guttun und das Gewesene wegspülen…

ENDE